Band 875 ● 2.20 DM

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Medusas Tochter

Band 875 ● 2.20 DM

Schweiz Fr 2.20 / Österreich S 18

Frankreich F 10.00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2.90 / Spanien P 275





Medusas Tochter

John Sinclair Nr. 875

von Jason Dark

erschienen am 11.04.1995

Titelbild von Jim Warren

Sinclair Crew

Medusas Tochter

Josh Parker war unterwegs, um seinen Sohn zu zerhacken!

Ein verbitterter, gebeugt gehender Mann, den die Last der Spitzhacke noch tiefer drückte. Das Gewicht kümmerte ihn nicht. Schlimmer war das, was vor ihm lag.

Er stapfte mit schweren Schritten einen Abhang hinauf und erreichte müde die Kuppe, auf der eine knorrige Linde wuchs, ein Baum, der schon seit Jahrzehnten diesen Platz behauptete. Parker schaute zurück in die Nacht. Der Sommer hatte sich verabschiedet. Der September war angebrochen und hatte Kälte, Nebel und Regen mitgebracht. Keine guten Voraussetzungen für die letzten Jahrmärkte dieser Saison, die überall im Land die Menschen anziehen sollten.

Parker besuchte einen dieser Jahrmärkte. Mutterseelenallein spazierte er zwischen den Buden und Karussells umher. Es war drei Uhr morgens, alle schliefen, nur nicht der einsame Mann mit der Spitzhacke, der Schreckliches vorhatte. Doch er sah keine andere Chance, er mußte es tun!

Sein Sohn war zudem nicht der erste gewesen. Es hatte immer wieder welche erwischt. Das fahrende Volk war zu einem Opfer eines unglaublichen Vorgangs geworden, dessen Ende nicht abzusehen war.

Freddy war tot!

Sein Sohn, sein einziger Sohn. Nicht mal dreißig war er geworden, dabei hatte er noch so große Pläne gehabt. Er hatte das Geschäft des Vaters ausbauen wollen und war dann in diese verfluchte Falle hineingeraten.

Josh Parker konnte sich keinen Reim darauf machen. Er wußte nur, daß er seinen Sohn zerstören mußte. Es war die einzige Chance, die er hatte. Er hatte die Spitzhacke gegen den Boden gestemmt, holte ein Tuch aus der Tasche und wischte über sein Gesicht. Der Wind war kühl geworden, spielte mit den Blättern der Linde und wirbelte letzte Regentropfen von ihnen fort.

Josh packte die Spitzhacke fester und drehte sich um. Das Leder seiner Jacke knarrte, als er den Oberkörper bewegte. Er würde auf der Höhe bleiben, bis er den schmalen Buschgürtel erreicht hatte, hinter dem das kleine Wäldchen begann. Dort hatte er seinen Sohn Freddy versteckt. In der letzten Nacht hatte er ihn mit einer Fuhre dort hingefahren, wie eine abgelegte Strohpuppe.

Wann würde das Morden enden? Und wen würde es noch erwischen? Auch Josh fürchtete sich, niemand war ja verschont, und er dachte daran, daß jemand engagiert worden war, um den unheimlichen Killer zu stoppen. Es war eine Person, die niemand kannte, nur zwei Leute vom Verband der Schausteller, die aber hielten den Mund. Das fahrende Volk fand diese Geheimnistuerei lächerlich, aber die Funktionäre blieben eben hart, und als kleiner Mann konnte man da nichts machen.

Josh fühlte sich mehr als unwohl. Nicht nur weil eine so schwere Aufgabe vor ihm lag. Er hatte auch den Eindruck, verfolgt zu werden. Irgend jemand war ihm auf der Spur, wobei er nichts Konkretes sagen konnte, denn er hatte die Person nicht gesehen. Es war auch nur ein Gefühl, den Schatten auf den Fersen zu wissen, und natürlich hatte Josh an den unheimlichen Killer gedacht.

Beweise hatte er nicht, eine Aufgabe lag vor ihm. Die mußte er fertigstellen.

Er ging weiter.

Vor seinen Lippen kondensierte der Atem. Das Gras hier oben war vom letzten Regen noch naß und wuchs so hoch, daß es um die Hosenbeine des Mannes schleifte.

Manchmal hatte das Wasser Pfützen hinterlassen. Parkers Schuhe klatschten hindurch und versanken bei jedem Schritt im weichen Boden. Der Buschgürtel wuchs wie ein dunkler Rand vor ihm hoch. Dahinter verteilten sich die Bäume. Es war eigentlich ein lichter Wald,

in der Dunkelheit aber sah er sehr dicht aus, als gäbe es zwischen den Bäumen keinen freien Platz mehr.

Josh wußte es besser, denn nicht zum erstenmal war er den Weg gegangen. Er schaute zum Himmel, wo er keinen Mond und auch keine Gestirne sah. Die Dunkelheit war dicht, sie drückte auf sein Gemüt, und doch war er froh, daß es sie gab, weil er im hellen Licht des Tages diese Arbeit nicht hätte verrichten können. Er kam sich schlecht vor, und er wußte nicht, ob sein Gewissen die Tat jemals verkraften konnte.

Aber es mußte sein!

Parker brach durch das Gestrüpp. Der Boden bildete dahinter eine Falte, in die der Mann hineintrat.

Fast wäre er gefallen, doch er stolperte nur und erreichte nach wenigen Schritten den Waldrand.

Er trug eine Taschenlampe bei sich.

Sie wollte er nur einsetzen, wenn es unbedingt nötig war. Im Moment erschien ihm das nicht wichtig. Wieder dachte er an den Verfolger, drehte sich um, doch es war niemand zu sehen. Dabei spürte er ihn förmlich.

Er lauschte, hörte jedoch nur das Blätterrauschen.

Parker ging weiter. Er mußte sich von dem Gedanken befreien, beobachtet zu werden. Er wollte es hinter sich bringen. Je näher er seinem Ziel kam, um so stärker schien sich eine Würgeschlinge um seinen Hals zuzuziehen. Der Mann hatte Mühe, Atem zu holen oder sich zu räuspern. Alles in seiner Kehle war so aufgerauht worden, und der Speichel schmeckte wie Säure.

Der Mann fand die bestimmte Lücke zwischen zwei Bäumen, in die er eintauchen mußte. Jetzt brauchte er nur noch wenige Schritte zurückzulegen, um das Ziel vor sich zu sehen.

Schon bald brach Unterholz unter dem Gewicht des Mannes zusammen. Er trat die Reste zur Seite und hatte sich freie Bahn verschafft. Vor ihm wuchs vom Boden ein kegelförmiger Gegenstand in die Höhe. Er sah in der Dunkelheit so aus, für Josh war es das Grab seines Sohnes. Er hatte es notdürftig geschaffen und die Leiche mit einigen Asten bedeckt, die eine lockere Schicht bildeten.

Josh stellte die Hacke ab. Den Stiel lehnte er gegen einen helleren Birkenstamm. Dann bückte er sich und schleuderte das Geäst mit beiden Händen weg.

Wer es nicht genau wußte, hätte Mühe gehabt, die auf dem Boden liegende Gestalt zu entdecken.

Sie hob sich nur schwach vom Untergrund ab, zeigte aber den Umriß eines Menschen.

Da lag Freddy!

Der Vater wollte jetzt nicht weinen, aber es fiel ihm verdammt

schwer, die Tränen zu unterdrücken.

Die Lage des Toten war noch nicht günstig für ihn. Er mußte ihn mehr zu sich heranziehen. Dann bekam er den nötigen Platz, um mit der Hacke ausholen zu können.

Parker bückte sich. Seine kräftigen Hände umklammerten die Fußknöchel des Toten. Zischend holte er Luft. Sein Körper spannte sich. Er mußte Kraft aufwenden, um den Toten zu sich heranzuzerren, sehr viel Kraft sogar.

Schließlich hatte er es geschafft!

Parker richtete sich auf und wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn. Er konnte noch nicht sofort weitermachen, er brauchte eine kleine Pause. Sein Atem ging schwer, und so konnte er sich nicht auf andere Geräusche konzentrieren. Inzwischen war es ihm auch egal, ob er verfolgt wurde oder nicht.

In der rechten Tasche seiner Lederjacke steckte die Lampe. Parker holte sie hervor und stellte den Strahl so breit wie möglich ein, indem er an dem achteckigen Auge drehte. Dann senkte er den rechten Arm. Mit dem Daumen schob er den geriffelten kleinen Schalter nach vorn.

Der armbreite Lichtstrahl schoß hervor. Er traf die Gestalt auf dem Boden. Mitten auf der nackten Brust hinterließ er einen Kreis, der sehr deutlich eine graue, starre Fläche zeigte. Dann wanderte er höher, dem Gesicht zu, in dem sich ebenfalls nichts regte, das aber trotzdem anders war als das eines normalen Toten.

Freddy war auch nicht normal tot.

Er war versteinert!

***

Freddy war zu Stein geworden, und er lag da wie ein Denkmal. Sein Vater konnte es noch immer nicht fassen, es wollte nicht in seinen Kopf. Das war doch nicht möglich! Josh fand keine Erklärung dafür, aber er mußte es akzeptieren, denn Freddy war nicht der erste versteinerte Tote. Josh Parker wußte nicht, was mit den anderen Leichen geschehen war, er aber wollte es tun. Es war ein Trieb, der ihm befahl, die Leiche - oder war es keine - zu zerhacken.

Er stand da, schluckte und zitterte, was sich auch auf seinen rechten Arm übertrug, denn der Lichtkegel wanderte zitternd über das versteinerte Gesicht und verlieh diesem durch seine Bewegungen so etwas wie ein böses Leben.

Da schienen sich sogar die Augen zu bewegen, die sich während des Vorgangs der Versteinerung verändert hatten. Irgendwie Kraft hatte die Augäpfel nach vorn gedrückt, deshalb sah das Gesicht der versteinerten Leiche so schrecklich aus.

Keiner wußte, wie es geschehen konnte, weshalb Menschen oder Tote zu Stein wurden. Es gab keinen Hinweis, es gab keine Spuren,

aber die Opfer waren stets Aussteller auf Jahrmärkten gewesen, und der Killer machte keine Unterschiede. Er tötete Chefs und Hilfskräfte.

Es war Josh zu dunkel für seine Tat. Er brauchte das Licht der Lampe, reckte sich und klemmte die Leuchte schräg zwischen zwei Zweige eines nahestehenden Baumes. So leuchtete der Strahl schräg in die Tiefe und erwischte die Körpermitte.

Parker hob die Hacke auf. Plötzlich wurde auch sein Gesicht zu Stein. Kein Muskel bewegte sich darin, als er die Spitzhacke mit beiden Händen anhob, sie über seinen Kopf wuchtete, Schwung holte, um anschließend kräftig zuzuschlagen.

Parker wollte nicht darüber nachdenken, auf wen er hier eindrosch. Er sah das Blitzen des Stahls im Licht, und als er seinen Sohn traf, da war ihm, als hätte er sich selbst in die Brust getroffen, die von einem Treffer zerrissen worden war.

Er hörte den hellen und dennoch dumpfen Ton des Aufpralls, das Knirschen und Brechen, hielt die Augen geschlossen, holte wieder aus, schlug zum zweitenmal zu, tat es auch ein drittes Mal und öffnete die Augen erst dann wieder.

Die versteinerte Gestalt hatte Risse bekommen. Einer war besonders tief. Er hatte einen Spalt waagerecht in die Brust gegraben, und Josh Parker konnte hineinblicken.

Er sah Stein.

Keine Haut mehr, kein Fleisch, keine Adern, nur diesen verdammten Stein und den Staub.

Er mußte weinen, als er sich bückte und wieder in das Gesicht seines »Sohnes« schaute. Er wußte nicht, ob er mit der Hacke dort hineinschlagen konnte, auf der anderen Seite aber mußte er weitermachen und die Spur löschen.

Wie viele seiner Berufskollegen würde er auch weiterhin in der Angst vor der Entdeckung leben.

Keiner holte die Polizei, es war einfach zu unwahrscheinlich, was da passierte. Dafür gab es einfach keine rationale Erklärung.

Nach einer Pause setzte er seine Tätigkeit fort. Nach jedem Schlag flüsterte er den Namen seines Sohnes, als wollte er sich dafür entschuldigen.

Seine Augen brannten. Staub wallte ihm entgegen, aber er machte weiter, und er verschonte auch das Gesicht nicht.

Parker war zu einer Maschine geworden. Er arbeitete verbissen, die Augen gefüllt mit Tränen und Staub. Irgendwann warf er die Spitzhacke zur Seite.

Da lag Freddy!

Nein, nicht mehr Freddy. Es waren nur Steinfragmente. Er hatte die Gestalt buchstäblich zerhämmert, und seine Schläge hatten auch den Kopf getroffen. Ein Gesicht gab es nicht mehr, es war zerschlagen.

Über den Resten schwebte eine dünne Staubschicht. Parker schaute hin, ohne richtig zu sehen, was er da getan hatte. Er runzelte die Stirn, holte tief Luft, weinte wieder und schüttelte dann den Kopf, als er sah, was er angerichtet hatte.

Parker hatte Mühe, auf den Beinen zu bleiben. Er war ein großer Mann, der zeit seines Lebens geschuftet hatte. Das Haar war grauweiß geworden, das Gesicht war ebenfalls nicht ohne Spuren geblieben, denn die Jahre hatten tiefe Furchen in seine Haut gegraben. Häufig war er vom Schicksal gebeutelt worden, er hatte seine Frau verloren, war nach einiger Zeit über deren Tod hinweggekommen, und nun stand er im wahrsten Sinne des Wortes vor den Trümmern seines Sohnes. Es war für ihn nach wie vor unbegreiflich. Wie hatte ein Mensch zu Stein werden können? Und weshalb waren immer nur Menschen aus seiner Berufsgruppe erwischt worden?

Parker wußte es nicht. Eines aber stand fest: Die Angst würde bleiben. Sie würde sich bei ihm und seinen Kollegen einnisten wie ein Gast, den man so leicht nicht mehr los wurde. Und jeder konnte der nächste sein. Das Schicksal schlug wahllos und gnadenlos zu.

Der Platz war gut gewählt. So leicht würden die Trümmer seines Sohnes nicht entdeckt werden. Er wollte sie noch mit Zweigen oder Laub bedecken. Mehr konnte er für Freddy nicht tun. Kein richtiges Grab, kein Kreuz, kein Grabstein.

Es war vorbei.

Er schluckte - und erstarrte zugleich.

Parker hatte etwas gehört!

Ein fremdes Geräusch oder ein normales, denn das Knacken des Zweiges war eigentlich normal.

Nur nicht in seiner Situation.

Josh Parker kriegte eine Gänsehaut. Steif blieb er auf der Stelle stehen, dann drehte er sich langsam um. Er hatte die Lampe noch zwischen den Zweigen stecken lassen und hörte schräg vor sich aus der Dunkelheit eine Stimme.

»Sind Sie jetzt zufrieden?«

Es war die Stimme einer Frau!

***

September im Regen!

Die Wolken hingen so tief, als wollten sie den Erdboden küssen. Aus diesem Grunde sahen sie auch aus wie dichter Nebel, und die Fahrer der Autos hatten die Scheinwerfer eingeschaltet. Auch ich war mit Licht gefahren, bis zu dem Punkt, zu dem mich meine Begleiterin geleitet hatte.

Wir waren links an den Rand der Straße gefahren und ausgestiegen. Lady Sarah Goldwyn hatte ihren schwarzen Schirm aufgespannt, der

groß genug für uns beide war.
»Komm, mein Junge, jetzt wird es ernst.«
Ich tauchte unter den Schirm. »Meinst du?«
»Ja.«
Wir überquerten die Straße und mußten eine Böschung überwinden, um die Männer zu erreichen, die sich jenseits der Böschung, auf einem Friedhof, versammelt hatten.
Ich hatte Lady Sarah eingehakt. Sie sollte auf keinen Fall auf dem nassen Gras ausrutschen.
»Klappt es?«
»Ich bin doch nicht alt, John.«
»Pardon.«
Diese Antwort war typisch für Lady Sarah gewesen. Ihr genaues Alter wußte selbst ich nicht. Siebzig war Sarah bestimmt, doch sie steckte so manch jüngere Person noch in den Sack. Sarah wußte, wo es im Leben langging, und sie stellte sich den Problemen auch. Daß sie sich mit allem beschäftigte, was aus dem rationalen Rahmen fiel, kam hinzu. Allerdings nicht erschwerend, denn Lady Sarah, in deren Haus auch die Detektivin Jane Collins lebte, hatte mir schon so manchen Tip gegeben und mir auch oft genug helfen können.
Auch in diesem Fall war sie aktiv geworden, ebenso wie Jane. Doch um was es genau ging, wußte ich auch nicht. Zwar hatte ich sie gefragt, aber die Antwort war auch wieder typisch gewesen.
»Man soll das Fell des Bären erst verteilen, wenn man ihn erlegt hat, John.«
Danach hatte ich mich richten müssen und war dann mit Lady Sarah zu diesem Friedhof nordöstlich von London gefahren. Ein Totenacker, der nicht nur an einer Landstraße lag, sondern auch mitten in der Natur, denn einen Ort gab es weit und breit nicht. Es wurden hier auch keine Menschen mehr begraben, diejenigen, die hier ihre letzte Ruhe gefunden hatten, waren Soldaten aus dem Zweiten Weltkrieg gewesen, und so sah der Friedhof auch aus. Unter den nassen und wie trauernd wirkenden Bäumen sahen die schlichten grauen Steine noch düsterer und dumpfer aus. Viele waren mit Moos bewachsen und so schnell nicht zu sehen.
Es führten keine Wege über das Gräberfeld, man ging einfach auf dem Gras- und Unkrautteppich dahin. Wer den Friedhof mit einem Fahrzeug erreichen wollte, mußte außen herum und das hatte der Fahrer des kleinen Baggers getan.
»Sie sind schon dabei«, sagte Sarah.
»Es wird uns trotzdem reichen.«
»Das denke ich auch.«
Eine Handvoll Männer umstanden den Bagger und schauten zu, wie sich die Schaufel in den Boden fraß. Ich sah auch zwei Uniformierte.

Einer von ihnen hatte uns gehört. Er drehte sich um und streckte uns die Hände entgegen. »Bitte, gehen Sie, hier gibt es nichts zu sehen.«

»John Sinclair - Scotland Yard«, sagte ich.

»Pardon, Sir, ich wußte nicht…«

»Schon gut.« Ich stellte Sarah vor und erkundigte mich, wie weit die Arbeit bereits fortgeschritten war.

»Wir fangen eben erst an.«

»Dann sind wir ja genau richtig.«

»Das denke ich auch, Sir.«

Sarah und ich bauten uns so auf, daß wir das Grab sehen konnten. Es gehörte nicht zu den Soldatengräbern. Es war jüngeren Datums. Hier hatte jemand die relativ einsame Lage des Friedhofs ausgenutzt.

Die übrigen Anwesenden hatten unser Gespräch ebenfalls mitbekommen. Sie wußten, wer ich war, drehten ihre Köpfe, schauten uns an, gaben aber keinen Kommentar.

Das Gelenk des kleinen Baggers quietschte. Häßliche Laute, die sich immer wiederholten und meine Ohren traktierten. Auch Sarah mochte sie nicht. Sie hatte das Gesicht zu einem säuerlichen Grinsen verzogen. Wir standen so, daß wir auf das Grab schauen konnten, und die Zähne der Baggerschaufel fraßen sich tiefer in den weichen Boden. Die Schaufel war wie ein Maul. Sie riß die nasse, schwere Erde aus ihrem Gefüge und schleuderte sie dann zur Seite.

Ich stieß die Horror-Oma an. Mit diesem Spitznamen war Lady Sarah gesegnet. »Willst du mir nicht endlich sagen, was wir beide hier auf dem verregneten Friedhof sollen?«

»Nein.«

»Überraschung bis zum Schluß.«

»So ist es, John.«

»Ich denke, daß wir dort unten im Grab einen Sarg finden werden. Oder hat dir Jane etwas anderes gesagt?«

»Nein, das nicht. Sie wollte nur, daß du mitmischst, denn sie fühlte sich überfordert.«

»Das ist sehr vernünftig von ihr. Darf ich denn fragen, ob es hier um einen Ghoul geht?«

Die Horror-Oma lächelte spitzbübisch. »Nicht immer müssen irgendwelche Ghouls auf den Friedhöfen hausen. Nein, es geht nicht um einen Ghoul. Aber ich will dir einen Tip geben, du Quälgeist. Es handelt sich um eine Mordserie, die nicht bekannt geworden ist. Zumindest haben die Taten die breite Öffentlichkeit noch nicht erreicht, aber sie sind deswegen nicht weniger schlimm und auch nicht weniger mysteriös.«

»Dann muß ich damit rechnen, ein Opfer dieser Mordserie hier in diesem Grab zu finden?«

»Das ist richtig, John.«

»Und Jane wußte trotz dieser Geheimnistuerei Bescheid?«
»Ja.«
»Wie kam es?«
»Das hat sie mir nicht gesagt. Nur ihre Auftraggeber sind informiert worden, jetzt aber lassen sich diese Taten wohl nicht mehr verheimlichen, denke ich.« Sarah trat etwas nach vorn, um besser sehen zu können. Ich folgte ihr mit dem Schirm und mußte zugeben, daß sie mich inzwischen noch neugieriger gemacht hatte.
Der Baggerführer verstand sein Fach. Ihm hätte ich sogar Geschirr anvertraut, um es mit der Schaufel heben zu lassen. Man merkte, daß er nicht zum erstenmal ein Grab aushob. Leute wie er hatten die alten Totengräber brotlos gemacht.
Es lag bereits ein ziemlich hoher Hügel rechts der Grabstelle. Von den Anwesenden sprach kaum jemand ein Wort. Der Regen rieselte unaufhörlich und senkte die Stimmung. Bei mir war das nicht der Fall. Nach diesem heißen, schon tropischen Sommer freute ich mich über die kühlere Witterung.
Ein Mann mit braunem Hut und hellem Staubmantel kam auf uns zu. Er stellte sich als Jim McHart vor, arbeitete bei der Stadt London, die sich für die Pflege dieses Friedhofs verantwortlich zeigte.
Hier durfte niemand mehr begraben werden, und so war es einfach gewesen, die Erlaubnis zu bekommen, ein fremdes Grab zu öffnen. Zudem hatte sich auf meine Bitte hin Sir James noch dahintergeklemmt, im Vertrauen auf mich und Jane Collins, denn aus Spaß ließen wir bestimmt keine Gräber öffnen.
»Haben Sie denn einen Verdacht?« sprach uns der Mann an.
»Nein, Mr. McHart.«
Einige Tropfen perlten über den Rand der Hutkrempe nach unten und verschwanden im Gras. »Das ist nicht gerade gut«, gab er zu bedenken.
»Ich weiß, aber wir werden uns überraschen lassen.«
»Mafia?«
»Wie meinen Sie?«
Er lachte leise. »Es ist doch landläufig bekannt, daß die Mafia besonders Grabstellen für ihre erledigten Feinde sucht.«
»Da haben Sie recht.«
»Also könnten wir damit rechnen, daß auch hier…«
»Nein, nein, oder nur ganz schwach. Die Mafia läßt ihre Opfer woanders verschwinden. Die Themse, die zahlreichen Seen oder auch eine Feuerbestattung ist viel unauffälliger. Ein frisches Grab auf einem Soldatenfriedhof wird, was ja hier der Fall gewesen ist, rasch entdeckt.«
McHart nickte. »Da bin ich mal gespannt, wer in dem Sarg liegt.« Er wischte das Wasser von seiner Hutkrempe und wandte sich wieder ab.

Lady Sarah hatte er keines Blickes gewürdigt, was ihr nicht paßte. Für sie war der Typ ein Stiesel.

Ich gab ihr recht.

Müde fühlte ich mich auch. Es mochte am Wetter liegen oder auch an dem letzten Fall, der uns in eine Kirchen-Disco geführt hatte und in eine Szene hinein, die mir immer fremd bleiben würde. Sie war nur die optische Abdeckung für viel schlimmere Dinge gewesen, denn wir hatten das Tier erlebt, ein auf magische Art und Weise genmanipuliertes Wesen, das einige Tausend Jahre nur als ein Zellklumpen existiert hatte. Dank Sheila Conolly aber gab es dieses Tier nicht mehr, aber dieser Fall hatte doch Fragen bei uns unbeantwortet gelassen und Befürchtungen, daß dunkle Kräfte auch in dieses sehr heikle Gebiet hineingriffen und ihre Kenntnisse vervollkommnten. Da würden wir schon die Augen offenhalten müssen.

»Ich bin auf den Sarg gestoßen!« Die Stimme des Baggerführers hatte mich aus meinen Gedanken gerissen.

Sarah und ich schauten in das Grab. Der Baggerführer hatte sein Gerät verlassen. Er stapfte in den dicken, gelben Gummistiefeln durch den nassen Lehm und stellte sich neben uns.

»Ein Sarg, hä, hä…« Er lachte meckernd. »Nur ein Sarg, mehr nicht. Aber er sieht noch ziemlich frisch aus, das kann ich beurteilen. Wie ist es? Soll ich ihn hochholen?«

»Das wird wohl nicht nötig sein«, erklärte ich laut und deutlich. »Ich werde mich darum kümmern.«

»Wollen Sie in die Grube springen?«

»Ja.«

Sarah hielt mich noch fest. »Du wirst dich wundern, John«, flüsterte sie. »Fast wünsche ich mir, daß es ein Bluff gewesen ist.«

»Was weißt du?«

»Schau nach, John.«

Der Baggerführer reichte mir einen Meißel, den ich zwischen Ober- und Unterteil ansetzen konnte, um die Totenkiste zu öffnen. Ich rutschte wegen der Glätte in das Grab hinein. Meine Füße versanken langsam im feuchten Lehm, und ich bückte mich, um nach den Verschlüssen zu suchen. Ich wollte nicht unbedingt jetzt schon den Meißel nehmen.

Dann entschied ich mich doch dafür, denn die Verschlüsse waren verschmiert.

»Können wir helfen, Sir?«

»Ja, aber nur einer«, rief ich den beiden Polizisten zu, die mich beobachteten.

»Gut.«

Ebenfalls mit einem Meißel bewaffnet kletterte der Uniformierte im

strömenden Regen zu mir ins Grab. Vor uns stand ein Sarg, über uns sah selbst das Laub der Bäume düster aus, und eine traurigere Stimmung hätte es tagsüber kaum geben können.

Wir arbeiteten synchron, hörten es knacken, dann brechen. Die Verschlüsse schnappten auf beiden Seiten fast gleichzeitig auf.

»Anheben, Sir?«

»Das mache ich.«

»Gut.«

Mich überkam schon ein seltsames Gefühl, als ich den Deckel mit zwei Händen ergriff. Die Spannung verdichtete sich in mir. Ich machte mich auf alles gefaßt.

Dann stemmte ich den Deckel hoch, legte ihn zur Seite und schaute in den Sarg.

Am Rand des Grabes hatten sich alle Anwesenden versammelt, denn auch sie wollten sehen, wer darin lag.

Es waren Trümmer, Steintrümmer.

Ich schüttelte den Kopf. Fragen blitzten in mir hoch, dann schaute ich genauer hin.

Nein, das waren nicht nur einfach Trümmer oder Steinreste. Es waren die Fragmente eines versteinerten Menschen…

***

Josh Parker konnte zunächst nicht sprechen, zu stark hatte ihn der Auftritt dieser Frau überrascht.

Sie war wie ein Geist aus dem Dunkel des Waldes hervorgetreten und schlug einen kleinen Bogen, damit sie im Licht stand, was Parker als positiv ansah. Sie wollte sich also nicht verstecken.

Er schaute sie an. Die Frau war ihm fremd. Sie trug eine dunkle Jeans, einen ebenfalls dunklen Pullover und darüber eine schwarze Lederjacke, die leicht glänzte, und an deren Außenhaut noch einige Blätter und kleinere Zweige hingen. Ihr Haar war blond, sie hatte es hochgesteckt und mit einem Band kurzgebunden.

Endlich hatte sich Parker wieder gefaßt. »Wer… wer… sind Sie?« stotterte er.

»Mein Name ist Jane Collins, und Sie sind Josh Parker, der Mann, der soeben seinen zu Stein gewordenen Sohn zertrümmert hat.«

Parker gab keine direkte Antwort. Er stöhnte nur, dann nickte er.

Erst jetzt kümmerte sich Jane um den versteinerten Toten. Sie trat nahe an das Zentrum der Trümmer heran, schaute sie sich an, bückte sich auch und faßte eine leicht gekrümmte Hand an, die sie anschließend aus der Nähe betrachtete.

Parker schaute ihr zu. Er konnte sich nicht mehr zurückhalten. »Da ist nichts mehr zu sehen, Miß Collins. Gar nichts. Kein Blut, kein Fleisch, keine Sehnen, nur Staub.«

»Ich weiß.« Jane drehte die Hand noch einmal, legte sie vorsichtig wieder hin, als hätte sie Angst, sie zu zerstören. Als sie hochkam, hörte sie Parkers Frage.

»Sie waren hinter mir her. Sie haben mich verfolgt, nicht wahr?«

»Richtig.«

»Warum?«

Jane winkte ab. »Das ist eine etwas längere Geschichte, mit der ich mich auch schon seit einiger Zeit beschäftigte.«

»Ich will sie trotzdem hören.«

»Das werden Sie auch, Mr. Parker. Nur bin ich froh, Sie gefunden zu haben. Es ist die erste lebende Spur, die ich habe.«

»Wie meinen Sie das denn?«

»Ich spreche von Ihnen persönlich. Sie sind wirklich für mich eine Spur. Ich habe gesehen, was Sie taten und wie Sie mit ihrem versteinerten Sohn umgingen…«

»Das mußte ich doch, nachdem ich ihn neben meinem Wagen gefunden habe. Ich habe ihn dann auf einen Wagen geladen und hergebracht. Das war vor einem Tag. Gestern hätte ich ihn noch nicht zerstören können. Ich habe mich erst zu dem Entschluß durchringen müssen.«

»Das ist verständlich.«

»Und Sie wußten alles?«

»Nein, leider zuwenig.«

»Verdammt, wer sind Sie?«

Jane zeigte ihm ein schmales Lächeln. Sie hatte die Hände in den Taschen der Jacke vergraben und trat mit dem rechten Fuß einige Male nach einem Grashalm, ohne daß dieser knickte. »Sagen wir so, Mr. Parker, ich bin eine neugierige Person.«

»Das ist wohl jeder - oder?«

»Ich mehr von Berufs wegen.«

»Polizei?« Er sprach das Wort etwas unsicher aus, doch Janes Lachen beruhigte ihn.

»Nein, nein, keine Polizei. Wenn Sie das denken, liegen Sie falsch. Wie gesagt, ich bin neugierig, und dafür werde ich sogar noch bezahlt.«

»Eine private Detektivin?«

»Da sage ich nicht nein.«

Parker nickte. »Klar, das kenne ich aus den Fernsehserien. Daher weiß ich auch, daß eine Detektivin immer einen Auftraggeber hat. Ist das bei Ihnen auch so gewesen?«

»Sicher.«

»Wer ist es?«

»Wenn Sie oft genau in die Glotze schauen, werden Sie auch feststellen, daß es Auftraggeber gibt, die anonym bleiben wollen. Und

das ist hier der Fall. Gehen Sie einfach davon aus, daß es Menschen gibt, die ein Interesse daran haben, eine Mordserie so schnell wie möglich aufgeklärt zu wissen. Und mit nichts anderem haben wir es hier zu tun. Mit einer Mordserie, die darin gipfelt, daß die Opfer versteinern. Hinzu kommt, daß es bisher nur Menschen aus Ihrem Umfeld erwischt hat, und da läßt sich sicherlich bei den Ermittlungen ansetzen.«

Josh Parker war erstaunt. »Wie… wie… wollen Sie das denn tun?«

»Mit Geduld, mit offenen Augen und auch, indem ich versuche, meine Erfahrungen einzusetzen.«

Parker hob die Schultern. »Dazu kann ich nichts sagen. Ich bin Schausteller, kein Kommissar.«

»Ich weiß«, sagte Jane leise.

»Ach? Sie wissen wohl sehr viel?«

»Nicht genug. Aber ich habe mich bereits in Ihrer Gegend umgeschaut.«

Jane deutete auf ihre Uhr. »Es ist schon ziemlich spät geworden, Mr. Parker. Wir sollten gehen.«

Er nickte und war stumm geworden. Gleichzeitig auch unruhig, denn Jane sah, wie er seine Hände knetete. Dabei schaute er auf die Trümmer seines Sohnes und kniete sich mit müden Bewegungen auf den feuchten Boden.

Jane Collins wandte sich ab. Sie wollte diesen Menschen beim Abschied nicht stören. Die Detektivin ging dorthin, wo das Gelände nicht mehr so dicht bewachsen war. Sie schaute nach vorn in die Richtung, wo auch der Jahrmarkt lag.

Die Dunkelheit verhüllte ihn, aber Jane wußte, daß dort irgendwo ein unheimlicher Killer zugeschlagen hatte, der es schaffte, Menschen zu Stein werden zu lassen.

Wie viele Menschen ihm schon in die Hände gefallen waren, konnte niemand so genau sagen. Aber passiert war es stets auf einem Rummelplatz. Deshalb mußte Jane davon ausgehen, daß sie den Täter in diesem Milieu fand. Natürlich bauten sich die Fragen wie eine gewaltige Wand auf. Es war auch schwer für Jane, entsprechende Antworten zu finden, denn sie bewegte sich auf dem Eis des Phantastischen.

Erklärungen gab es schon. Nur würde sie niemand so recht ernst nehmen, denn wer dachte schon an die alte griechische Sage der Medusa?

Wer sie ansieht, wird zu Stein!

So stand es als Warnung geschrieben. Und das Schlangenhaupt der Medusa war durch die Jahrhunderte gegeistert als Sinnbild für eben eine Versteinerung.

Gab es die Medusa wieder?

Die Leichen wiesen darauf hin. Da konnte möglicherweise eine uralte Legende zu einer fürchterlichen Wahrheit geworden sein. Die Polizei würde sicherlich abwinken, aber es gab jemand, der dies nicht tat, und ihn hatte Jane durch Lady Sarah informiert.

John Sinclair arbeitete ebenfalls an diesem Fall. Jane wartete darauf, daß sie sich irgendwann trafen.

Zunächst einmal drehte sie sich um, weil sie die Tritte des Mannes gehört hatte. Der Schausteller blieb neben ihr stehen. Er nickte und hielt die Lippen dabei fest zusammengepreßt. Dann sagte er leise und sehr traurig: »Ich habe von meinem Sohn Abschied genommen, Miß Collins, und ich wüßte nicht, was mich in dieser Gegend noch halten sollte.«

»Wollen Sie weg?«

»Ja, am liebsten sofort. Mitten in der Nacht. Einfach abhauen, nichts mehr sehen.«

»Schön, das verstehe ich. Und dann?«

»Wie meinen Sie das?«

»Sie werden ihre Losbude an einem anderen Ort aufbauen müssen. Denn davon leben Sie. Doch Sie werden auch an einem anderen Standort immer wieder an das Schicksal Ihres toten Sohnes denken müssen.«

»In diesem Winter ist nichts mehr. Ich gehe auch nicht in die Hallen zu den Weihnachtsmärkten. Ich will nicht mehr erinnert werden. Ich möchte es nicht.«

»Es wird Sie aber einholen.«

Er hustete und fragte: »Was schlagen Sie denn vor?«

»Bleiben Sie, Mr. Parker.«

»Wie? Auf dem Platz?«

»Genau.«

»Nein, die Kirmes dauert noch bis zum nächsten Sonntag. Das sind immerhin vier Tage.«

»Das weiß ich auch. Wenn Sie nichts dagegen haben, könnte ich mich in Ihrer Nähe aufhalten.«

»Meinen Sie?«

»Ja.«

»Und Sie haben keine Furcht, daß dieser Killer Sie finden und ebenfalls versteinern könnte?«

»Angst habe ich schon, Mr. Parker, doch so schnell laufe ich nicht vor einer Gefahr davon. Außerdem möchte ich ihn stellen…«

»Falls er noch hier in der Gegend umherirrt.«

»Da haben Sie recht.«

»Bisher sind die Taten an verschiedenen Orten geschehen. Er… er… hat ja die Jahrmärkte auf dem Land abgegrast, und davon gibt es viele.«

»Ich kann nicht widersprechen. Nur eines hat mich mißtrauisch und zugleich nachdenklich gemacht.«

»Was denn?«

»Die Taten sind nie schnell hintereinander geschehen. Es lagen immer wieder eine Woche oder zehn Tage Pause dazwischen. Daraus folgere ich, daß der Täter zum Schausteller-Milieu gehört und erst dann wieder mordet, wenn er sich einen neuen Standplatz gesucht hat. In einem anderen Ort, auf einem anderen Platz.«

Josh Parker atmete laut aus. »Sie werden es nicht für möglich halten, aber darüber habe ich mir noch keine Gedanken gemacht.«

»Das brauchen Sie auch nicht.«

Parker schlug gegen seine Stirn. »Wenn ich mir vorstelle, daß sich der Mörder meines Sohnes in meiner unmittelbaren Umgebung aufhält, dann… dann drehe ich fast durch.«

»Das wird sich alles klären, Mr. Parker, glauben Sie mir.« Jane lächelte. »Und jetzt lassen Sie uns gehen. Ich bleibe bei meinem Vorschlag, daß ich die nächsten Tage gern auf dem Rummel verbringen möchte.«

»Dagegen habe ich nichts. Sie können auch bei mir wohnen. In allen Ehren selbstverständlich.«

»Danke. Ich kenne ja Ihren Wagen. Er ist geräumig und groß genug für zwei Personen.«

»Auch für vier«, murmelte Parker.

Er schaute noch einmal zurück und verzog dabei sein Gesicht zu einer Grimasse. Dann ging er schnell weg, so daß Jane Mühe hatte, ihm zu folgen.

Aber sie konnte ihn verstehen…

***

»Mein Gott«, sagte der Polizist nur, »mein Gott. Eine zerhackte Figur, die aussieht wie ein Mensch.« Er schlug ein Kreuzzeichen und drehte sich um.

Er hatte recht, und auch ich war von diesem Anblick überrascht worden. Der versteinerte Leichnam lag noch in dem Sarg. Die Trümmer konnten sich in der Enge nicht verteilen, jemand mußte ihn also im Sarg liegend zerhackt haben, um ihn später auf diesem Soldatenfriedhof zu begraben.

Das war hart.

Ich hörte über mir das Flüstern und schaute in die Höhe. Die Gesichter starrten in die Tiefe. In allen Zügen las ich gelindes Entsetzen und Unverständnis.

Nur eine regte sich. Es war Lady Sarah, die mir zunickte, als wollte sie mir sagen, daß sie es schon immer gewußt hatte.

Jetzt war ich gefordert, denn man würde mich fragen, was mit der

versteinerten Leiche geschehen sollte, und ich wußte auch schon eine Lösung. Es war am besten, wenn das Grab wieder zugeschüttet wurde und in Vergessenheit geriet. Diesen Fäll mußte ich auf eine andere Art und Weise lösen, zusammen mit Jane Collins.

Der Baggerführer stand an der Kopfseite des Grabs und führte Selbstgespräche. »Das ist ein Ding. Da hat doch tatsächlich jemand eine Figur in den Sarg gelegt und sie dann begraben. Die Leute werden immer verrückter. Eine blöde Welt ist das!«

Ich war froh über seine Worte. Wenn alle so dachten, konnte mir das nur recht sein.

Auch der Kollege in Uniform hatte sich wieder gefangen. »Was sollen wir tun, Sir?«

»Das Grab wieder zuschaufeln, denke ich.«

»Und dann?«

»Es vergessen.«

Er staunte, drückte Regentropfen aus seinem Oberlippenbart, bevor er heftig nickte. »Genau das ist es, Sir. Das ist die beste Chance, wirklich, gratuliere.«

»Danke.«

Wenig später war ich aus dem Grab geklettert. McHart hatte mir dabei die Hand gereicht. Neben ihm blieb ich stehen. Die Schmutzspuren an der Kleidung hatten sich nicht vermeiden lassen, und meine Schuhe sah ich nicht mehr. Der Schlamm hatte sie überwuchert.

»Ich habe Ihre Worte gehört, Mr. Sinclair. Haben Sie das mit dem Zuschütten des Grabs im Ernst gemeint?«

»Sicher.«

»Hm.« Er dachte nach und beschäftigte sich dabei wieder mit dem Hutrand. »Die Idee ist gar nicht schlecht. Was sollte die Stadtverwaltung für einen Grund haben, sich um eine vergrabene Steinfigur zu kümmern? Ich kann diese Tat zwar persönlich nicht nachvollziehen, aber in unserer Welt gibt es ja genügend Verrückte. Warum nicht auch welche, denen es Spaß macht, Steinfiguren zu vergraben?«

Ich klopfte ihm auf die Schulter. »Das ist genau richtig gedacht, Mr. McHart.«

»Und deswegen sind Sie hier hergekommen?«

»Wozu ist die Polizei da?«

Er schaute mich an und grinste dabei. »So recht kann ich Ihnen das alles trotzdem nicht glauben.«

»Wieso das?«

»Ich weiß schließlich, wer Sie sind. Sie kann man nicht als einen normalen Polizisten bezeichnen, Mr. Sinclair. Sie kümmern sich um Fälle, die man lieber nicht zu oft ans Licht der Öffentlichkeit bringt.

Und ob der Mann im Sarg tatsächlich eine Steinfigur ist…?« Er blickte mich lauernd aus seinen kleinen Augen an, wartete auf eine Antwort, die ich ihm auch nicht schuldig blieb.

»Was sollte er sonst sein?«

»Das weiß ich eben nicht. Bei Ihnen muß man doch mit allen möglichen Überraschungen rechnen.«

»Da überschätzen Sie mich.«

»Warum haben Sie sich dann überhaupt um den Fall gekümmert?« Der Knabe ließ nicht locker.

»Ich wollte jemandem einen Gefallen tun, Mr. McHart. Alles klar für Sie?«

»Wie Kloßbrühe.«

»Dann sind wir wohl beide zufrieden. Schönen Tag noch.« Nach diesen Worten ließ ich ihn stehen und ging auf Lady Sarah zu, die mir den Schirm schon entgegenhielt.

»Alles klar?« murmelte sie.

»Wir können fahren.«

Der Baggerführer war wieder in sein Fahrzeug geklettert. In wenigen Minuten würde das Grab wieder zugeschaufelt sein. Das war nicht mehr mein Problem, obwohl die eigentlichen Ärgernisse mit dieser Entdeckung erst angefangen hatten.

Sarah Goldwyn schwieg, als wir den Hang hinabrutschten. Sie klammerte sich fest und war froh, als ich ihr die Tür öffnete und sie einsteigen ließ.

Ich nahm hinter dem Lenkrad Platz, fuhr aber noch nicht an, sondern schaute gegen die Scheibe, über die der Regen rann.

»Enttäuscht?« fragte die Horror-Oma.

»Nein.«

»Aber es ist nur eine Figur, mein Junge.«

Ich mußte lachen, denn ich hatte ihrem Tonfall entnommen, daß sie daran nicht glaubte. »Eine Figur ist sie im eigentlichen Sinne nicht«, sagte ich. »Wahrscheinlich denkst du das gleiche wie ich.«

»Was denn?«

»Ein zu Stein gewordener Mensch, der bei diesem Vorgang starb. Das ist es doch.«

»Ja.«

»Ein Schausteller.«

»Sehr richtig, und nicht der erste.«

Ich holte tief Luft. »Nicht der erste, der bei einem bestimmten Anblick zu Stein geworden ist.«

Lady Sarah wurde präziser. »Beim Anblick der sagenhaften Gestalt der Medusa.«

»Exakt.«

»Es gibt sie also«, stellte Sarah nach einer kleinen Pause fest.

Ich schaute auf das Steuer. »Das glaube ich nicht so recht. Nicht die Urmedusa.«

»Aber du hattest schon mit ihr zu tun.«

»Ich bewundere dein Gedächtnis. Und ich gebe auch zu, daß diese Fälle zurückzuführen waren auf die griechische Mythologie. Sie sind also wieder erwacht.«

»Und sie haben sich ihre Opfer geholt.« Sarah streckte die Beine aus und richtete ihren Hut. »Da hat mich Jane auf eine Spur hingewiesen. Alle Taten geschahen im Schausteller-Milieu. Man hat es dort geheimhalten können, zumindest vor der Öffentlichkeit. Aber jetzt bist du gefordert, John.«

Ich drehte den Zündschlüssel und startete den Motor. »Dieser Herausforderung werde ich mich gern stellen. Ich mag zwar Frauen, das weißt du, aber keine, auf deren Köpfen Schlangen wachsen…«

***

Ein Generator versorgte den Wagen mit der nötigen Energie, und Josh Parker hatte nicht gelogen, in dem Wagen war reichlich Platz, und die beiden saßen in der Mitte des Wagens, wo auch die Sitzbänke standen und der Kühlschrank nicht weit entfernt war.

Aus ihm hatte er zwei Dosen Bier geholt, denn auch Jane konnte einen Schluck vertragen. Auf den Brandy hatte sie allerdings verzichtet und Parker das Feld überlassen.

Zwei kippte er schnell hintereinander, dann schob er das Glas zur Seite und schaute dumpf auf den Tisch, der mit einer blauweißen Decke belegt war. »Sie stammt noch von meiner Frau«, murmelte er. Mit den flachen Händen strich er einige Falten gerade.

Jane gönnte ihm eine Pause. Erst dann fing sie an zu sprechen. »Ich weiß, wie Ihnen zumute ist, Mr. Parker. Aber wir beide wollen doch, daß das Rätsel um den Tod Ihres Sohnes aufgeklärt wird.«

»Natürlich.«

»Deshalb sollten Sie mir auch einige Fragen beantworten. Es mag Ihnen, unwichtig erscheinen, aber auch ich muß nach gewissen Methoden vorgehen, wie Sie sich denken können.«

»Sicher, fragen Sie.«

»Ihr Sohn muß seinem Mörder in die Falle gelaufen sein, das kann man so sehen. Und es ist hier auf dem Gelände geschehen. Möglicherweise befindet sich der Mörder unter ihren Kollegen.«

»Das kann ich nicht glauben«, sagte er.

»Ich auch nicht, aber wir sollten es nicht außer acht lassen. Der Mörder kennt sich hier aus. Er hat wieder einmal sein Zeichen hinterlassen. Das haben meine Auftraggeber erfahren und haben mich deshalb hergeschickt. So weit, so gut.« Jane hob den rechten Zeigefinger. »Ich möchte, daß Sie sich an die letzte Zeit erinnern, in

der sie mit Ihrem Sohn Freddy zusammen gewesen sind.«
»Das ist einfach und trotzdem schwer. Wir sind unserer Arbeit nachgegangen und haben Lose verkauft.«
»Damit habe ich auch gerechnet.«
»Dann weiß ich nicht, auf was Sie hinauswollen, Miß Collins.«
Jane schob die an einer Schiene angebrachte Lampe etwas zur Seite, um nicht geblendet zu werden.
»Ich möchte Sie einfach nur fragen, ob Ihnen an Ihrem Sohn etwas aufgefallen ist.«
Parker krauste die Stirn. »Was sollte mir denn aufgefallen sein?«
»Hat er sich Ihnen gegenüber verändert gezeigt? Ist er traurig gewesen oder euphorisch? Hat er durch irgendwelche Worte oder auch nur durch die Blume anklingen lassen, daß ihn etwas gestört hat? Gab es ein Problem, über das er mit Ihnen sprechen wollte?«
Der Schausteller schüttelte den Kopf. »Nichts dergleichen, Miß Collins. Das ist es eben. Freddy war wie immer. Weder traurig noch euphorisch. Er hat sich völlig normal verhalten und Lose verkauft. Er war der Mann am Mikrofon, er hat versucht, die Kunden durch flotte Sprüche an den Wagen zu locken. Ich habe nichts an ihm festgestellt.«
So leicht gab Jane nicht auf. »Und nach Feierabend?«
»Wie meinen Sie das?«
»Nachdem der Jahrmarkt geschlossen wurde?«
»Da haben wir hier am Tisch gesessen, ein Bier getrunken und die Einnahmen gezählt.«
»Und Sie sind anschließend schlafen gegangen.«
»Ja.«
»Zur selben Zeit?«
Parker hob eine Hand. Mit den. Fingern fuhr er durch sein Gesicht. »Nein, ich ging zuerst.«
»Hat Ihr Sohn den Wagen noch mal verlassen?«
»Muß er ja; er wurde draußen gefunden.«
»Drehte er in der Nacht des öfteren seine Runden?«
Josh hob die breiten Schultern. »Nicht unbedingt, wenn ich das mal so sagen darf. Zumindest nicht, wenn wir auf dem Land waren. In den großen Städten schon, denn dort treibt sich ja immer wieder Gesindel herum, doch auf dem Land hatten wir nie Probleme. Das kann ich Ihnen versichern. Da gab es keinen Ärger.«
»Und trotzdem ging er hinaus.«
»Ich wundere mich auch.«
»Er muß etwas gehört haben. Vielleicht ist er geweckt worden, oder er hat noch nicht gelegen. Was hatte er denn an, als sie ihn fanden?«
»Seine normale Kleidung. Die habe ich ihm dann ausgezogen und dabei aufgeschlitzt.«
Jane räusperte sich. »Das ist alles etwas rätselhaft«, gab sie zu.

»Wichtig ist natürlich die Nacht.«
»Die wir jetzt auch wieder haben.«
»Stimmt.«
Die beiden schwiegen. Dann fragte Jane, als Parker seine Dose leer hatte und sie zusammendrückte:
»Haben Sie nicht irgendeinen Verdacht? Ich weiß, daß die Frage dumm klingt.« Sie sprach gegen sein erstauntes Gesicht. »Aber es muß doch etwas geben, das…«
»Nein, Miß Collins, nein. Ich habe keinen Verdacht. Ich kann mir nicht vorstellen, wer von meinen Kollegen dazu in der Lage wäre. Und wie er das geschafft hätte…«
Jane stimmte ihm zu. »Das WIE ist natürlich ein Problem, über das ich auch nachgedacht habe.«
»Klar, da tun wir uns beide nichts. Ich habe mir auch den Kopf zerbrochen.« Er goß noch einen Brandy nach. »Aber zu einem Resultat bin ich nicht gekommen. Wenn man sich mit dem Vorgang beschäftigt, kann man verrückt werden.«
»Ja, als normaler Mensch schon«, gab Jane zu.
»Ho - wie soll ich das denn verstehen? Sind Sie kein normaler Mensch? So sehen Sie mir aber nicht aus.«
»Das meine ich nicht, Mr. Parker. Ich möchte Sie nicht ganz aufklären, aber ich will Ihnen sagen, daß ich mich mit Fällen beschäftige, die manchmal außerhalb der Norm laufen oder nicht Polizeialltag sind.«
»Aha, dann ist dieser Fall außerhalb der Norm.«
»Exakt!«
»Das hätte ich Ihnen aber auch sagen können.«
»Haben Sie denn auch darüber nachgedacht, wer dahinterstecken könnte, Mr. Parker?«
»Hören Sie auf - immer.«
»Aber an die Medusa oder an den Medusenfluch haben Sie nicht gedacht, nehme ich mal an.«
»Wie bitte?« Er schüttelte den Kopf. »Meinen Sie die Gestalt mit dem Schlangenkopf?«
»Gratuliere, genau die.«
Parker beugte sich vor. »Eine Sage?«
»Das gebe ich zu.«
»Eine Sage kann nicht morden. Sie ist nicht real, Miß Collins. Das wissen wir beide.«
»Stimmt in der Regel auch. Nur manchmal treffen sich die Sage und die Wirklichkeit. Wenn das geschieht, wird es kompliziert, und damit spreche ich aus Erfahrung.«
Er stöhnte. »Das ist zuviel. Unmöglich, das kann ich nicht nachvollziehen. Eine Sage, die… nein, Miß Collins.«

»Wissen Sie denn eine bessere Lösung?«
»Überhaupt keine. Aber ich kann auch Ihre nicht akzeptieren. Demnach müßte hier eine Medusa über den Rummelplatz laufen. Eine Frau, auf deren Kopf Schlangen wachsen und bei deren Anblick der Betrachter zu Stein erstarrt.«
»Daran habe ich tatsächlich gedacht!«
Josh Parker war sprachlos. Er wußte nicht, wo er hinschauen sollte. Er hob die Schultern, holte eine frische Bierdose aus dem Kühlschrank, riß die Lasche auf und trank. »Nein, nein, um Himmels willen, doch nicht so etwas.«
»Es ist die Härte, ich weiß, aber ich glaube, daß wir hier anders denken müssen.«
»Da bin ich platt.«
»Kann ich verstehen, Mr. Parker. Aber ich werde die Möglichkeit miteinbeziehen.«
»Tja, da weiß ich wirklich nicht, was ich dazu sagen soll. Tut mir echt leid, ich…« Er verstummte, weil er gesehen hatte, daß Janes Zeigefinger plötzlich auf ihren Lippen lag. »Was ist denn?«
»Haben Sie das auch gehört?«
»Was?«
»Dieses dumpfe Geräusch.«
»Nein, wo denn?«
»Ich glaube, es war ein Wagen. Relativ weit vorn.« Jane drückte sich langsam hoch. »Sie können hier am Tisch bleiben, aber ich werde mich draußen mal umschauen.«
»Wollen Sie eine Medusa jagen?«
Über diese Bemerkung konnte Jane nicht mal lachen. Sie holte aus ihrer Hängetasche einen Spiegel und steckte ihn in die Jacke, als sie diese überstreifte.
Josh Parker schaute ihr verwundert nach. Mit einem Kommentar hielt er sich zurück. Er begriff nichts mehr, er hatte seine Pflicht getan und sich um Freddy gekümmert. Es gab seinen Sohn nicht mehr, es gab nur noch ihn, und er wußte nicht mal, ob er sich darüber freuen sollte, daß jemand erschienen war, der Freddys Tod aufklären wollte.
An der Tür drehte sich Jane Collins noch einmal um. »Sie bleiben auf jeden Fall im Wagen, Mr. Parker.«
Er nickte. »Ist gut. Aber sagen Sie mir noch eines. Was hoffen Sie denn da draußen zu finden? Die Bemerkung mit der Medusa war natürlich Unsinn. Ich denke…«
»Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen, Mr. Parker. So unsinnig war die Bemerkung nicht. Sie haben da schon richtig vermutet. Vielleicht treffe ich noch andere Personen an.«
»Um diese Zeit?«
»Wer weiß.« Jane gönnte ihm ein kurzes Nicken. Ihr tat der Mann,

der bewegungslos im Lichtschein der Lampe hockte, einfach leid. Sie fragte sich, wieviel er noch verkraften konnte. Der Tod seines Sohnes hatte ihn erschüttert, und das Erscheinen der Medusa, falls es sie gab, würde ihn möglicherweise an den Rand des Wahnsinns treiben.

Noch einmal tastete Jane nach dem Spiegel.

Er war da.

Sie konnte gehen.

***

Draußen empfing sie die Stille der Nacht. Es war so finster, als hätten große Hände ein gewaltiges Tuch über den Rummel gespannt. Die Wohnwagen und Wohnmobile standen abseits und waren so geparkt, daß zwischen ihnen Gassen verliefen.

Parkers Wagen stand am Rand. Er hatte nur einen Nachbarn. Zur linken Seite hin war das Gelände frei. Dort verteilten sich auch die Buden, Stände und Karussells, die in der Nacht alle verlassen waren.

Jane sah keine Bewegung auf dem Platz. Allerdings stand sie etwas weit entfernt. Bevor sie sich richtig auf den Weg machte, umging sie mit möglichst leisen Schritten Josh Parkers Wohnmobil und tauchte unter, als sie das erleuchtete Fenster passierte. Hinter den anderen Scheiben des Wohnwagens war es düsterer, denn es brannte nur ein Licht.

Niemand lief ihr über den Weg. Sie wollte nicht zwischen den Gassen nachschauen, sondern sich dem eigentlichen Rummel zuwenden und sicherheitshalber von Deckung zu Deckung huschen.

Es war leichter, als sie gedacht hatte. Jane entdeckte nichts Verdächtiges, und sie wurde auch nicht gestört. Jane gehörte zu den Menschen, die unbedingt ein Ziel haben mußten, auch in dieser Stunde ging sie davon nicht ab.

Ihr Ziel war die größte Anlage auf dem Platz. Und war die Kirmes noch so klein, ein Auto-Scooter mußte sein. Geduckt huschte die Detektivin auf die große, viereckige Fläche zu. Sie mußte beim Laufen achtgeben, nicht über Versorgungskabel zu stolpern. Außerdem durfte sie die Umgebung nicht aus den Augen lassen.

Da tat sich nichts.

Die Stille blieb, niemand störte sie. Jane hörte keine Schritte, keine Stimmen und stellte sich hinter das kleine Kassenhäuschen des Auto-Scooter.

Sie wartete. Vor ihr lag die dunkle Fläche, über die die kleinen Wagen gefahren wurden. Sie sah aus wie ein dunkler See mit leicht unebener Oberfläche. Die kleinen Autos selbst standen in Janes Nähe oder an der gegen überliegenden Seite.

Es war kein fremdes Geräusch zu hören. Die Stille blieb. Allmählich spielte Jane mit dem Gedanken, sich geirrt zu haben. Sie hatte

womöglich auch zu überreizt reagiert. Vielleicht war dieses andere Geräusch völlig harmlos gewesen.

Sie lächelte über sich selbst. Dabei stellte sie sich die Frage, ob sie überhaupt noch normal handeln konnte. Immer wieder stand oder saß sie wie auf dem Sprung, rechnete ständig mit dem schlimmsten und fühlte sich oft belauert.

Sie wollte gehen, als sie die Stimmen hörte.

Die waren keine Einbildung.

Jane Collins blieb unbeweglich stehen. Die Stimmen wehten zu ihr heran als Botschaft aus der Dunkelheit. Jane lauschte und unterschied mindestens zwei. Da hatten ein Mann und eine Frau gesprochen, soviel konnte sie immerhin unterscheiden, doch näher kamen die Stimmen nicht. Dann das helle Lachen einer Frau. Es klang fremd in der Dunkelheit, als gehörte es überhaupt nicht hierher. Jane blieb nicht mehr an ihrem Platz. Sie lief einige Schritte zur Seite. Genau in die Richtung, wo eines der größeren Fahrgeschäfte seinen Standort gefunden hatte. Es war eine Geisterbahn. Waren wie jetzt die zahlreichen Lampen ausgeschaltet, hatte sie in der Dunkelheit ihren Schrecken verloren. Die Nacht machte alles gleich, und die monströsen Figuren oberhalb des Eingangs waren nicht mehr als starre Schattengespenster.

Sie dachte daran, daß eine Geisterbahn genau paßte. Nur war der Horror dort nicht echt, während Parker tatsächlich seinen zu Stein gewordenen Sohn begraben hatte.

Jane lief nicht bis zur Bahn. Auf halber Strecke blieb sie stehen. Vor dieser Gruselbude, in einer breiten Gasse, hatte sie nicht nur eine, sondern mehrere Bewegungen wahrgenommen. Wie Geister waren die Menschen dort aufgetaucht, als hätten sie ihre unsichtbare Welt verlassen. Die Personen bewegten sich langsam, aber sie kamen Jane dabei vor, als würden sie Turnübungen machen.

Seltsam…

Alles geschah in einem zeitlupenhaften Tempo. Andere wiederum standen völlig bewegungslos, dabei in verdrehter Haltung, als wären sie selbst zu Stein geworden. Wieder andere bildeten regelrechte Figuren, kleine Kunstwerke, standen auf ihren Zehenspitzen, als wollten sie irgendwelche Sockel nachahmen.

Jane wunderte sich darüber. Sie konnte es nicht begreifen. Diese Schau hier in der tiefen Nacht oder am frühen Morgen kam ihr so ungewöhnlich und unerklärlich vor.

Noch etwas fiel ihr auf.

Niemand sprach mit dem anderen. Die Gestalten blieben stumm. Jede lebte für sich. Sie kommunizierten auch nicht durch Gesten miteinander, da war jede Gestalt eine Insel.

Mit dieser nächtlichen Performance kam Jane Collins nicht zurecht.

Sie wußte auch nicht, wie und ob sie diese Gestalten mit der Person der Medusa in einen Zusammenhang bringen sollte. Die Medusa sorgte dafür, daß Menschen bei ihrem Anblick zu Stein wurden. Vor ihr schienen gewisse Personen diese Tatsache zu kopieren, allerdings auf ihre spezielle Art und Weise.

Es hatte keinen Sinn, wenn sie nur dastand und zuschaute. Um herauszufinden, was da ablief, mußte sie schon näher an die seltsamen Künstler herangehen. Jane war couragiert genug, um ihnen auch entsprechende Fragen zu stellen.

Obwohl einige in ihre Richtung schauten, nahm niemand von ihr Notiz. Jane konnte frank und frei auf die Freiluftbühne zugehen. Niemand hielt sie auf oder sprach sie an, und als sie neben der ersten Gestalt stehenblieb, da hatte sie tatsächlich den Eindruck, eine Steinfigur zu sehen.

Es war ein junger Mann, der vornübergebeugt auf dem Fleck stand. Die Hände hatte er gekrümmt, die Arme dabei weit ausgestreckt, als wollte er nach irgend etwas greifen. Die Haltung erinnerte Jane an die eines Schwimmers auf dem Startblock.

Sie mußte den Mann bewundern. Er hatte sich vollkommen in der Gewalt. Er atmete zwar, nur war nichts davon zu merken. Er war als Lebender einfach erstarrt.

Jane berührte ihn nicht. Ein Tippen mit dem Finger hätte ihn stören können, und das wollte sie nicht. Statt dessen schaute sie sich die anderen Künstler an, die sich vor der Geisterbahn in der breiten Gasse verteilten.

Gestalten, die sich nicht bewegten. In Schönheit oder Demut erstarrt. Jede zeigte eine andere Figur, und Jane kam es vor, als wollten sie durch die Art von Bewegungen die Medusa hervorlocken.

Aber die kam nicht.

Statt dessen schauten die Monster von der Geisterbahn auf sie herab. Sie glotzten auf Jane nieder, als wollten sie jeden Augenblick nach unten fallen und sie entführen.

Die lange Bahn lag im Dunkel. Auf der Schiene standen die Wagen in einer Reihe. Die Ein- und Ausgangstüren waren verschlossen. Jane kam in den Sinn, daß sich die Geisterbahn bestens für einen echten Dämon als Versteck eignete.

Jane bewegte sich wie eine langsame Slalomläuferin zwischen den Gestalten hindurch. Sie wurde mit keinem Wort angesprochen, und sie wußte nicht mal, ob man sie überhaupt wahrnahm. Jedenfalls kümmerte sich keine Gestalt um sie.

Jane beschloß, Josh Parker nach diesen seltsamen Gestalten zu fragen. Er würde sicherlich mehr darüber wissen.

»Guten Morgen, Miß!«

Jane Collins schrak zusammen, als sie die Stimme hörte. Ein Mann

hatte sie angesprochen. Er war praktisch mit der Fassade der Geisterbahn verwachsen gewesen, so zumindest war es Jane vorgekommen. Nun aber trat er hervor.

Jane schaute ihn an. In der Dunkelheit war er nicht genau zu erkennen. Sie sah wohl, daß er groß und auch dunkelhaarig war. Als er stehenblieb, fragte er: »Gefallen Ihnen meine Puppen?«

»Puppen?«

»Ja, die Living Dolls.«

»Interessant, die lebenden Puppen.«

»Das sind sie.«

Jane schaute sich um. »Es ist seltsam, mir kommen sie eher vor, als wären sie nicht am Leben, sondern erstarrt.«

»Stimmt, das ist gerade der Trick dabei. Unsere Besucher sind begeistert, besonders die Kinder. Sie können die Puppen anfassen, ohne daß sie ihre Haltung verändern. Sie haben sich wunderbar in der Gewalt. Die Living Dolls sind ein Ereignis.«

»Das denke ich auch.«

»Wollen Sie es versuchen?«

»Was?«

»Sie anzufassen. Ja, machen Sie einen Test.«

Jane zeigte sich skeptisch. »Meinen Sie?«

»Immer, ich erlaube es Ihnen. Schließlich bin ich der Chef dieser Truppe.« Er lachte leise. »Ach so, ja, ich vergaß, mich Ihnen vorzustellen. Mein Name ist Valendy, Victor Valendy.« Er deutete eine leichte Verbeugung an, als wäre er ein spanischer Grande, der soeben etwas Außergewöhnliches von sich gegeben hatte.

»Ein ungewöhnlicher Name, Mr. Valendy. Ein Pseudonym?«

»Nein…«, dehnte er. »Das habe ich nicht nötig. Ich entstamme einer alteuropäischen Familie.«

Jane Collins runzelte die Stirn. »Europäisch, sagen Sie?«

»Bewußt, ich denke so. In meinem Blut, sage ich immer, ist von jedem Etwas. Rußland, Spanien, auch Italien - was wollen Sie mehr? Gibt es einen besseren Europäer als mich?«

»Auch Griechenland?« fragte Jane.

Für einen Moment bewegte er sich nicht und schien selbst zu einer Puppe geworden zu sein. »Wie kommen Sie darauf?«

»Nur so.«

»Aha. Darf ich denn nach Ihrem Namen fragen, Miß?«

»Gern. Ich heiße Jane Collins. Nicht mehr und nicht weniger. Über meinen Stammbaum habe ich noch nicht nachgedacht, obwohl ich auch für Europa bin.«

Valendy überhörte den Spott und kam zur Sache. »Eine Kollegin sind Sie aber nicht.«

»Nein.«

»Soll ich raten?«
»Tun Sie das.«
»Sie sind hergekommen, um jemand zu besuchen. Zum Beispiel einen gewissen Josh Parker.«
»Treffer.«
»Danke.«
»Woher wissen Sie das?«
»Man hat Ohren, um zu hören, man hat die Nase, um zu riechen, und man hat Augen, um zu sehen. Besonders auf meine Augen bin ich sehr stolz, Miß Collins. Sind Sie eine Bekannte oder Verwandte von dem guten alten Josh?«
»Nein.« Jane war blitzschnell eine Ausrede eingefallen, und sie sagte: »Ich kenne Freddy recht gut. Er hat mich eingeladen. Wir haben uns mal auf einer Party in London gesehen und fanden uns beide sympathisch. Freddy war der Ansicht, daß ich ihn mal auf seiner Arbeitsstelle besuchen sollte, und das habe ich getan.«
»Sehr schön. Ich freue mich immer, wenn sich jemand für den Beruf des Schaustellers interessiert. Hat es Ihnen denn bei uns hier gefallen?«
»Ich kann Ihnen darauf leider keine Antwort geben, weil ich noch nicht lange genug hier bin.«
»Deshalb wandeln Sie durch die Nacht.«
»Ja. Ich konnte nicht schlafen und wollte ein wenig frische Luft schnappen.«
»Sehr gesundheitsfördernd.«
Jane sah das Lächeln des Mannes, der ihr alles andere als sympathisch war. Er kam ihr vor wie jemand, der zwar konkret etwas sagte, aber dennoch um den heißen Brei herumredete. Jedes von ihm gesprochene Wort war genau abgewogen und glich schon einem kleinen Verhör.
»Vielleicht kommt er bald zurück«, sagte Valendy.
»Wen meinen Sie?«
»Freddy, Ihren Bekannten. Mir kam zu Ohren, daß er verschwunden ist. Seltsam, nicht?«
»Kann man sagen.«
»Waren Sie nicht enttäuscht?«
»Nein, noch nicht. Morgen wird bestimmt alles anders aussehen, denke ich mal.«
»Das ist möglich.« Valendy reckte sich. »Ich mag die Dunkelheit, ich mag auch die Kühle der Nacht. Es ist alles so still, man findet zu sich selbst. Ehrlich gesagt, Miß Collins, diese Stunden sind mir am liebsten.«
»Tja, mir auch.«
Valendy wechselte das Thema. »Wollten Sie sich nicht meine Living

Dolls anschauen?«

Diesmal lächelte Jane. »Sorry, das hatte ich ganz vergessen. Bei einem so interessanten Gespräch leicht möglich.«

»Gehen Sie hin und schauen Sie, Miß Collins. Sie werden sicherlich überrascht sein. Diese Personen sind einmalig und überaus begabt und beherrscht.« Valendy ließ Jane allein gehen, die vor dem ersten stehenblieb und ihn anschaute.

Viel war in der Dunkelheit nicht zu erkennen. Die Figur selbst stand auf dem Fleck wie ein Tänzer, dessen Darbietung inmitten einer Pirouette radikal gestoppt worden war. Der Mann hatte die Arme über seinen Kopf gestreckt, wo sich dann die Hände berührten. Er stand nur auf dem rechten Bein, das linke hatte er angewinkelt und so gedreht, daß seine Fußsohle die Wade berührte.

Der Mann trug einen dünnen Pullover und Leggins. Es kostete Jane schon Überwindung, ihn anzufassen. Nur langsam näherte sich ihre Hand seinem Körper, und irgendwo rechnete sie auch damit, gegen eine harte Masse zu fassen, denn der Begriff Stein wollte einfach nicht aus ihrer Gedankenwelt verschwinden.

Jane berührte einen normalen Körper. Kein steinernen. Zwar waren die Muskeln angespannt, aber die Haut konnte eingedrückt werden, was Jane auch tat.

Der Mann rührte sich nicht. Er ließ alles mit sich geschehen. Es war auch kaum zu erkennen, daß er atmete. Jane kam nicht umhin, ihm Achtung zu zollen.

»Nun?« hörte sie Valendy sprechen. »Was sagen Sie?«

»Großartig.«

»Danke.«

»Wie lange halten ihre Living Dolls so etwas denn durch?«

»Schon eine Weile. Hin und wieder müssen sie allerdings die Position wechseln.« Er lachte leise, verstummte, als er Tritte und zugleich eine dünne Frauenstimme hörte. »Ich kann nicht schlafen, Daddy. Ich bin…«

»Geh in den Wagen, Vera!«

»Nein, ich…«

Plötzlich war die lebende Puppe für Jane Collins uninteressant geworden. Auf der Stelle drehte sie sich um, blieb aber nicht stehen, sondern ging auf Vater und Tochter zu, die dicht beisammen standen.

Valendy war wütend geworden. Er schaute auf die kleine Gestalt und zischelte ihr zu, wieder zurückzugehen.

»Aber wenn ich nicht schlafen kann.«

»Das kannst du hier draußen auch nicht. In einigen Stunden mußt du wieder fit sein.«

Jane war stehengeblieben und fragte: »Oh, Sie haben eine Tochter, Mr. Valendy?«

Beide drehten sich gleichzeitig zu Jane hin um. »Ja, ich habe eine Tochter.«

»Wie nett.«

»Wer ist sie denn, Dad?«

»Eine Besucherin, sie ist Gast bei Josh Parker.«

»Aha.«

»Ich bin Vera.« Sie streckte Jane die Hand entgegen, und die Detektivin schlug ein. Schmale Finger drückten die ihre, und schmal war die gesamte Gestalt der jungen Frau. Das blonde Haar wirkte bleich. Es hing glatt zu beiden Seiten des Kopfes herab und endete am Hals in einer unmodernen Außenrolle. Das Gesicht war ebenfalls schmal. Es wirkte beinahe wie eine schwach kolorierte Zeichnung. Dünne, kaum erkennbare Lippen, eine kleine, gerade Nase, darüber die hohe glatte Stirn und Augenbrauen, die gewachsen waren, als wären sie mit dem Lineal nachgezogen worden. Die Farbe der Augen konnte Jane nicht erkennen, sie ging aber davon aus, daß sie ebenfalls blaß waren.

Vera Valendy trug eine Hose, ein Sweatshirt und hatte sich eine Strickjacke um die Schultern gehängt.

»Mein Name ist Jane Collins.«

»Sie sind neu hier?«

»Ja, wie Ihr Vater schon sagte, ich bin zu Besuch.«

»Toll.«

»Geh jetzt wieder in den Wagen«, drängte Valendy. »Du wirst dich sonst noch erkälten.«

»Ja, Dad, mache ich.« Sie wandte sich an Jane. »Wir werden uns bestimmt noch sehen, habe ich das Gefühl.«

Die Detektivin lächelte. »Kann man sich hier auf dem Platz überhaupt aus dem Weg gehen?«

»Nein, eigentlich nicht.«

»Dann bis bald.«

Vera drehte sich um und verschwand. Sie ging sehr langsam und steif, als wären ihre Glieder unterkühlt. Jane spürte einen Schauer, der über ihren Rücken herab nach unten kroch. Sie enthielt sich aber eines Kommentars.

Den gab Valendy statt ihrer ab. »Da haben Sie auch meine Tochter kennengelernt.«

»Ein nettes Mädchen.«

Er hob die Schultern. »Leider etwas kränklich. Wie ihre Mutter, die starb vor acht Jahren an Schwindsucht.«

»Und Sie haben nicht wieder geheiratet?«

»Nein, ich wollte es nicht. Ich bin auch so zufrieden. Meine Mitarbeiter sind die Familie, außerdem muß ich mich um Vera kümmern.«

»Die nicht bei der Truppe ist.«
»So sieht es aus.«
»Was tut sie?«
»Vera hilft mir. Macht Büroarbeiten, sitzt auch an der Kasse und ist Mädchen für alles. Sie kümmert sich auch um die Verpflegung meiner Leute, sie zahlt die Löhne aus, und ich kann sagen, daß sie für mich schon sehr wertvoll ist. Ohne sie wäre ich so gut wie aufgeschmissen. Deshalb wollte ich auch, daß sie wieder zurück in den Wagen geht. Die kühle Luft hier draußen tut ihr nicht gut.«
»Das ist verständlich.«
Valendy schaute auf seine Uhr. »Für mich und meine Puppen wird es auch Zeit.« Er klatschte in die Hände, und sofort löste sich die Starre der Living Dolls.
Keiner von ihnen redete, als sie verschwanden. Sie tauchten weg wie Geister, und Jane Collins kamen sie immer rätselhafter vor. Aber sie sagte nichts.
»Ich wünsche Ihnen trotz allem noch eine gute Nacht, Miß Collins.«
»Danke, Ihnen auch.« Er hatte sich schon abgewendet, als Jane ihn ansprach. »Eine Frage noch zum Schluß. Warum sind ihre Living Dolls zu dieser Stunde draußen erschienen? Wäre es nicht besser, sich auf den nächsten Tag vorzubereiten?«
»Sie wollten es so.«
»Sie wollten nach draußen?«
»Ja, Miß Collins. Sie hassen die Enge des Wagens. Draußen haben sie Platz. Und da sie nicht gestört werden wollen, ist die Nacht ihre liebste Zeit.«
»Verstehe, Mr. Valendy.«
»Noch etwas?«
»Nein, danke, wir sehen uns ja.«
»Sicher.« Wieder deutete er die Verbeugung an und verschwand. Seine Schritte waren kaum zu hören, und er hatte eine sehr nachdenkliche Jane Collins zurückgelassen, die inzwischen davon überzeugt war, es genau richtig gemacht zu haben.
In dieser Nacht war sie ihrem Ziel schon einen Schritt näher gekommen. Sie hatte zwar keine Medusa entdecken können, aber die Living Dolls waren auch einmalig. Wenn sie in Aktion traten, sah es aus, als befänden sie sich auf dem Weg in den anderen Zustand.
Sehr nachdenklich ging Jane Collins wieder zu Josh Parkers Wagen zurück…

***

Der Mann war noch aufgeblieben, zwar am Tisch leicht eingenickt, aber er schreckte hoch, als Jane die Tür öffnete und den großen Wagen betrat. Etwas müde und auch leicht verwirrt drehte er den

Kopf. »Ach Sie sind es«, sagte er, als Jane neben dem Tisch stehenblieb, nickte und sich dann wieder auf ihren Platz setzte.

Parker schaute sie an. »Na, haben Sie etwas entdeckt?«

»Ja.«

»Was denn?«

»Lebende Puppen.«

»Ach ja.« Er hob den Arm und winkte ab. »Das ist die Truppe des Victor Valendy.«

»Stimmt, ihn lernte ich auch kennen. Später auch Vera, seine Tochter. Ein seltsames Paar, finde ich.«

»Warum?«

»Kann ich Ihnen nicht sagen. Er läßt seine Leute in der Nacht zwischen Geisterbahn und seiner Bude Gymnastik oder was auch immer machen. Das will mir nicht in den Sinn.«

»Nun, Miß Collins, Sie leben in einer anderen Welt. Wir Schausteller sind eben Individualisten, und viele von uns haben einen leichten Spleen.«

»Auch Valendy?«

»Sicher«, gab Parker zu. »Der besonders. Er fühlte sich uns nämlich entwachsen. Er würde sich selbst nie als Schausteller bezeichnen, denn er sieht sich als Künstler. Als ein Meister der Performance, das hat er jedenfalls des öfteren gesagt.«

»Und was treibt er sich hier auf dem Rummel herum?« Jane schüttelte den Kopf. »Das ist doch kaum zu fassen. Wenn sich Typen wie Valendy schon als Künstler bezeichnen, dann würde ich mir doch die Großstadt als Bühne aussuchen.«

»Sorry, Jane, aber darüber habe ich noch nie nachgedacht. Aber lieber auf dem Land der King, als in der Großstadt nur der Prinz. So könnte ich mir das vorstellen.«

»Möglicherweise haben Sie recht. Was ist denn mit seiner Tochter los? Sie hat auf mich einen sehr scheuen Eindruck gemacht.«

»Sie ist kränklich.«

»Das sagte auch Valendy.«

»Er hängt sehr an ihr, und sie tut auch viel. Vera sieht jünger aus, als sie ist. Inzwischen hat sie die Fünfundzwanzig beinahe erreicht, denke ich mir. Aber sie schmeißt den Laden im kaufmännischen Bereich. Auch das ist wichtig.«

Jane nickte. »Hat diese Vera mit jemandem Kontakt?«

»Wie meinen Sie?« Josh hob den Blick.

»Hat Sie einen Freund?«

»Nein, nein, das nicht. Sie lebt ziemlich zurückgezogen, sofern man das von uns behaupten kann. Sie ist freundlich, wenn sie die Kollegen sieht, doch zu großen Verbrüderungen ist es bei ihr nie gekommen. Da paßt auch der Vater auf.«

»Das habe ich gemerkt«, gab Jane leise zurück. Sie entschuldigte sich dafür, daß sie noch einmal auf Freddy zurückkam und wollte wissen, ob er Vera besser gekannt hatte.

Parker grinste breit. »Sie meinen, ob die beiden ein Verhältnis miteinander gehabt haben?«

»Genau!«

Parker winkte ab. »Auf keinen Fall. Die beiden waren nur Kollegen, mehr nicht. Außerdem ist Vera nicht Freddys Typ gewesen. Er liebte richtige Frauen, wenn ich das mal so sagen darf. Frauen, an denen etwas dran war und die nicht das Temperament einer Schlaftablette haben.«

»So denken Sie über Vera?«

»Ja, ich kenne sie einige Jahre.«

»Vielleicht läßt ihr Vater sie auch nicht hochkommen. Kann das möglich sein?«

»Auch«, gab Parker zu. »Da kommt einiges zusammen. Sie ist sicherlich ein Fall für den Psychoanalytiker. Aber das ist nicht mein Problem.« Er starrte auf den Tisch und gähnte.

Auch Jane spürte, daß die Müdigkeit in ihren Körper gekrochen war, und sie schlug vor, schlafen zu gehen.

Da traf sie auf keine tauben Ohren. »Ich zeige Ihnen Ihr Bett, Miß Collins.«

»Sagen Sie Jane.«

»Okay, ich bin Josh.« Er nickte ihr lächelnd zu und schob eine Faltwand zusammen.

Dahinter stand ein Bett. Es lag am Ende des Wagens. Parker selbst würde weiter vorn schlafen. Er brauchte nur eine in der Wand befestigte gepolsterte Liege nach unten zu klappen. Es war eng, aber dafür gab es in dem Raum noch eine Dusche.

»Okay«, sagte Jane und nickte. »Ich bedanke mich schon jetzt.«

»Frühstück wird gebracht. Sagen Sie mir, was Sie möchten.«

»Ich habe da keine Ansprüche.«

»Frische Eier?«

»Gern.«

»Dann kaufe ich ein paar mehr. Gute Nacht jetzt.« Parker zog die Faltwand wieder hervor und ließ Jane allein. Sie hatte die kleine Lampe an der Wand angeknipst. Das Licht fiel auch gegen ein Fenster, es bildete einen Ausschnitt in der Heckwand des großen Wohnmobils.

Jane zog sich aus. Ihren Koffer hatte sie noch im Wagen gelassen und wollte ihn auch jetzt nicht holen. Sie würde es am Morgen tun.

Sie legte sich auf das Bett, zog die Decke hoch über und löschte das Licht. Schlagartig wurde es dunkel, denn auch jenseits der Faltwand war es bereits dunkel.

Jane lag auf dem Rücken, die Hände unter dem Hinterkopf

verschränkt. Sie wollte Schlaf finden, doch es war ihr nicht möglich. Wach blieb sie, die Gedanken drehten sich in ihrem Kopf, und sie dachte auch an Vera Valendy.

Sie und ihr Vater waren zwei Menschen, wie sie unterschiedlicher nicht sein konnten. Sie paßten überhaupt nicht zusammen, niemals hätte sie die beiden für Vater und Tochter gehalten.

Und doch war es so. Beide umgab ein Geheimnis. Es umwehte sie wie ein Schleier, den Jane gern gelüftet hätte, denn sie war sicher, daß sie das Rätsel der versteinerten Leiche würde lösen können.

Sie war urplötzlich noch wacher als wach.

Schritte!

Leise, in der Nähe des Wagens. Als wäre die Person zum Greifen nahe neben ihr. Tatsächlich war sie nur durch die Wand des Wohnmobils getrennt. Schon wieder, dachte Jane, das hatten wir doch schon. So leise und vorsichtig wie möglich richtete sie sich auf, denn sie wollte einen Blick durch das Fenster werfen.

Das Licht ließ sie natürlich aus. Sie lugte über den Fensterrand in die graue Finsternis, dabei fiel ihr auf, daß die Scheibe nicht besonders sauber war.

Viel war nicht zu sehen. Kein anderer Wagen und auch keine Person, die durch die Nacht huschte.

Jane glaubte nicht an einen Irrtum. Sie hatte Zeit, sie wartete, auch wenn ihre Haltung etwas unbequem war.

Die Augen schmerzten vom Starren. Sie rieb darüber hinweg und zwinkerte auch.

Dann schaute sie wieder hin - und sah die Bewegung!

Ein Huschen von rechts nach links, mehr nicht. Doch es war ein Mensch, der da durch die Dunkelheit lief. Eine schmale Gestalt mit ungewöhnlich hoch wehenden Haaren.

Schlangen? Haare als Schlangen? Medusa…?

Jane zwinkerte wieder. Sie hoffte, die Gestalt noch genauer sehen zu können, aber die Dunkelheit war zu dicht und hatte die Person kurzerhand verschluckt.

Jane Collins ließ sich wieder zurücksinken. Plötzlich lag auf ihrer Haut ein kalter Schauder…

***

Irgendwann war sie trotzdem eingeschlafen, doch am anderen Morgen fühlte sich Jane, als hätte man sie durch eine Mühle gedreht. Sie stand auf, zog sich an, ging ins Freie und holte den Koffer aus dem Wagen. Von Josh Parker hatte sie nichts gesehen. Sie entdeckte ihn erst auf dem Rückweg.

Er hatte das Frühstück bei einem fahrenden Händler geholt, lächelte und stellte die große Tüte auf den Tisch, der den Mittelpunkt einer

Miniküche bildete.
»Morgen, Jane, wie geht es Ihnen?«
»Wollen Sie meine ehrliche Meinung hören?«
»Man sieht es Ihnen an.«
»Ich bin müde.«
»Das kann ich verstehen. Am besten wird es sein, wenn Sie sich unter die Dusche stellen. Ich bereite inzwischen das Frühstück vor. Wenn Sie fertig sind, können wir essen.«
»Danke.«
Die Kabine war sehr schmal. Jane hatte Parker bewußt nichts von ihrer nächtlichen Entdeckung berichtet. Sie wollte ihn nicht noch mehr beunruhigen.
Das Wasser war heiß. Es tat ihr gut. Aber Jane war schnell fertig, schlüpfte wieder in ihre Kleidung und war nicht begeistert, wenn sie nach draußen schaute. Es würde wohl keinen sonnigen Septembertag geben. Am Himmel klebte eine schiefergraue Wolkenmasse, die sich sicherlich irgendwann entleeren würde. Auch kein Wetter, um viel Publikum auf den Rummel zu locken. Da würden sich die Schausteller bestimmt ärgern. Da die Falttür offenstand, erreichte der Duft von frisch aufgebrühtem Kaffee Janes Nase. Sie spürte ein leichtes Hungergefühl, und auch ein großer Teil der Müdigkeit war aus ihren Knochen gekrochen.
Josh Parker wartete bereits auf sie. »Na, dann wollen wir mal«, sagte er und deutete auf den gedeckten Tisch. Da stand die Pfanne mit dem Rührei und dem Speck, Toast lag bereit, es gab auch einige Konfitüren und zudem Schinkenstreifen.
»Bedienen Sie sich.« Parker schenkte den Kaffee ein und freute sich, daß Jane mit großem Appetit aß.
Zwischendurch fragte er: »Wie sehen Ihre weiteren Pläne für den heutigen Tag aus, Jane?«
Die Wahrheit wollte sie nicht sagen und antwortete deshalb. »Konkretes habe ich eigentlich nicht vor. Ich möchte mich zunächst einmal bei Tageslicht auf dem Platz umschauen.«
»Das ist verständlich.« Parker tupfte Ei von seinen Lippen. »Manchmal vergesse ich, daß Sie einen Mörder jagen.«
»Aber ich nicht. Eine Frage mal, Josh. Kann ich mich bei Ihnen nützlich machen?«
»Wie meinen Sie das?« Die Kaffeetasse, die er angehoben hatte, stoppte auf halbem Weg.
»Ich könnte ja auch Lose verkaufen.«
Er trank und dachte nach. »Darf ich überspitzt fragen, ob so eine Mörderjagd aussieht?«
»Nicht direkt, aber ich möchte mir ein Bild machen.«
»Ich habe nichts dagegen, dann sind wir zu dritt.«

»Wer hilft denn noch?«

»Ein Handlanger. Er lebte in einem Ort nicht weit von hier. Ich nahm ihn immer, wenn ich hier in der Gegend bin. Der Mann schlägt sich mit dieser Arbeit durch den Sommer.«

»Wann kommt er?«

»Immer am Mittag, bevor der Trubel hier losgeht.«

»Dann habe ich noch genügend Zeit, mich umzuschauen.«

»Haben Sie.«

Beide frühstückten zu Ende. Hin und wieder warf Parker einen besorgten Blick nach draußen.

»Wenn es so bleibt, ist es okay. Fängt es aber an zu regnen, sehen wir auch im übertragenen Sinne des Wortes verdammt naß aus.«

»Ich drücke uns die Daumen.«

»Tun Sie das.« Er schenkte sich und Jane frischen Kaffee ein und kam noch mal auf die versteinerte Leiche seines Sohnes zu sprechen, wobei seine Stimme leiser wurde. »Ich reiße mich ja unwahrscheinlich zusammen«, sagte er, »und habe auch zwei Beruhigungspillen geschluckt, aber meinen Sie nicht, Jane, daß der Mörder noch einmal zuschlägt, wenn Sie ihn schon hier vermuten?«

»Das könnte sein.«

Parker stellte die Kanne ab. »Warum nur *könnte?*«

»Weil er immer nur an einem bestimmten Platz eine Leiche hinterlassen hat. Da fällt mir eine Frage ein. Wenn Sie im Sommer über Land ziehen, sind da immer nur dieselben Kollegen zusammen, oder wechselt das auch?«

»Es wechselt.«

»Mit wem waren Sie denn den Sommer über zusammen.«

»Mit dem Scooter und zwei Schießständen.«

»Valendy nicht?«

»Nein, er sucht sich auch andere Standplätze aus und geht zudem gern in die Kleinstädte. Dies hier ist für mich der letzte Rummel. Was Valendy macht, weiß ich nicht. Aber wieso Valendy? Haben Sie etwas gegen ihn? Oder verdächtigen Sie ihn vielleicht?«

»Das kann ich nicht so sagen, jeder ist verdächtig.«

»Gute Ausrede.«

»Nicht mal. Ich spreche nie gern über Dinge, bei denen nichts Konkretes vorliegt.«

»Das ist wiederum lobenswert.«

»Sicher, die Erfahrung.« Jane leerte die Tasse, lehnte einen frischen Kaffee ab und schob ihren Stuhl ein Stück nach hinten, während sie aufstand. »Ich denke mal, daß es für mich jetzt an der Zeit ist, Sie alleine zu lassen, Josh.«

»Okay, tun Sie, was Sie nicht lassen können. Schauen Sie sich draußen um. Vielleicht haben Sie ja Glück.«

»Das hoffe ich.« Jane streifte ihre Lederjacke über und verließ den Wagen. Morgendlich kühle Luft empfing sie. Jane suchte vergeblich nach der Sonne, die dicken Wolken hielten sie verborgen. Es war noch nicht viel los, aber sie spürte, daß der Rummel allmählich zum Leben erwachte, denn der Kaffeegeruch wehte über den Platz wie eine breite, unsichtbare Fahne. Die einzelnen Buden und Karussells lagen still vor ihr. Die Buden verrammelt, die Fahrgeschäfte schimmerten unter dem feuchten Tau des Morgens. Der Wind wehte aus Nordwest und brachte eine gewisse Frische mit.

Jane blieb auf dem Hauptweg, wo sie auch die Geisterbahn und die Living Dolls fand. Der Wagen dieser lebenden Puppen war zwar nach vorn hin abgedeckt, doch die grellbunten Figuren stachen jedem Betrachter sofort ins Auge.

Es waren die nachgemalten Gestalten der Mitarbeiter, und jeder sah verschieden aus, wenn sie auch eines gemeinsam hatten, ihre ungewöhnliche Starre.

Jane blieb stehen und schaute sich die Bemalung an. Naive Malereien, aber für einen Jahrmarkt genau das richtige. An gewisse Stellen überzeichnet, einfach zu grell.

Die Living Dolls trugen bunte Kostüme. Manche hauteng, andere wiederum standen weiter vom Körper ab.

Sie sah einen Zauberkünstler mit spitzem Hut ebenso wie eine weiß gekleidete Tänzerin oder einen Bischof. Die Gesichter hatten zwar verschiedene Ausdrücke, dennoch sahen sie alle sehr maskenhaft aus, als wären die Menschen blitzartig zu Stein erstarrt.

Dieser Vergleich brachte Jane wieder auf das Problem der Medusa. Die Erinnerung an die letzte Nacht tauchte auf. Da hatte sie die Schritte gehört und durch das Fenster geschaut. Und sie hatte auch die Gestalt entlanghuschen sehen.

Eine Frau mit Haaren, die eigentlich hätten nach hinten wehen müssen. Das war bei der Person nicht der Fall gewesen, bei ihr hatten die Haare in die Höhe gestanden und sich, wenn sich Jane nicht zu sehr täuschte, noch bewegt.

Die Medusa?

Vielleicht…

Aber wer verbarg sich dahinter? Jane hatte eine bestimmte Vorstellung, einen Verdacht, doch sie hütete sich davor, ihn zu stark auf Vera Valendy zu beschränken. Sie wollte sich nicht festlegen.

Unter Umständen fand sie noch andere Dinge heraus.

»Guten Morgen, Miß Collins. Gefällt Ihnen mein Wagen?«

Jane hatte Victor Valendy nicht gesehen. Er mußte sie schon die ganze Zeit über beobachtet haben, stand von Jane aus gesehen links neben seinem Wagen und hielt die Arme vor der Brust verschränkt. Er trug eine schwarze Hose, ein graues Hemd und eine lachsrote

Strickjacke. Sein Haar war glatt nach hinten gebürstet, auf der Oberlippe wuchs ein schmaler Bart, über der zwei große Nasenlöcher zu sehen waren. Sie gehörten zu einer leicht nach oben geschwungenen, breiten Nase.

In der Nacht hatte Jane diesen Mann nicht so genau erkennen können.

Er kam auf sie zu, blieb neben ihr stehen, drehte sich seinem Geschäft zu und verschränkte die Arme vor der Brust. »Nicht schlecht diese Malerei«, lobte er sich selbst, »aber im nächsten Jahr werde ich eine andere haben. Die Farben haben unter der Witterung doch zu stark gelitten, wie Sie sehen können.«

»Wer hat das gemalt?«

»Meine Tochter.«

»Oh!«

Valendy lachte Jane an. »Vera ist wirklich ein Allround-Talent. Ich kann auf Sie nicht verzichten und lasse sie mir auch von keinem wegnehmen.« Bei den letzten Worten war seine Stimme hart geworden, was Jane sehr wohl registrierte.

»Das kann ich mir denken«, gab sie ihm recht.

Für Valendy war das Thema damit erledigt. »Und was haben Sie heute vor? Der Tag sieht nicht gut aus. Schwierig für unser Geschäft. Es werden sich nicht zu viele Besucher auf dem Rummel verlaufen. Na ja, vielleicht kommen die Kinder.«

»Ich gehe ein wenig spazieren.«

»Hier?«

»Auch, Mr. Valendy. Gleichzeitig wollte ich mir die Umgebung anschauen. Ich liebe die Natur.«

»Dann sind Sie an diesem Flecken der Erde genau richtig. Hier gibt es viel Natur und Umgebung. Na ja, wir sehen uns sicherlich noch. Einen schönen Tag wünsche ich Ihnen.«

»Danke gleichfalls.« Jane ging erst weiter, als Valendy nicht mehr zu sehen war. Dieser Mann würde ihr immer ein Rätsel bleiben. Sie schlenderte auf die Geisterbahn zu, blieb vor ihr stehen und bekam die gesamte Breite in ihr Blickfeld.

Sie schaute hoch zu den Figuren, die über dem oberen Rand der Geisterbahn hinwegstanden. Da die Bahn einstöckig war und man auf einer Galerie noch mal ins Freie fuhr, konnten sich die monströsen Holz- und Kunststoffgestalten ausbreiten und auch nach unten schauen.

Natürlich fehlten der Werwolf und die Vampire nicht. Da war eine Hexe mit roten Pusteln auf den Nasenrücken zu sehen. Ein Dino fehlte auch nicht, obwohl der Run vorbei war, und mehrere Phantasiemonster hielten ihre Arme und Klauen ausgestreckt.

Inmitten dieser Gestalten entdeckte Jane auch das Gesicht einer Frau.

Nur das Gesicht und den Halsansatz. Beides übergroß und etwas blaß, aber nicht die grünen Schlangen, die auf und aus dem Kopf wuchsen.

Eine Medusa!

Jane spürte den kalten Schauer auf ihrem Rücken. Sie war keine ängstliche Frau, wenn sie aber an die Toten dachte und jetzt diese Gemälde sah, da war es nicht schwer, gewisse Zusammenhänge zu erkennen.

Es gab etwas, das sie noch mehr erschreckte. Wenn sie nicht alles täuschte, hatte das Gesicht der Figur eine große Ähnlichkeit mit einer gewissen Vera Valendy.

Jane holte tief Luft. Das war kein Zufall mehr. Deutlicher hätte man es ihr nicht klarmachen können.

Vera war Medusa?

Jane hatte die Spur gefunden, und sie würde umdenken müssen. Irgendwie mußte es ihr gelingen, diese Person unter Kontrolle zu halten, und sei es in der Geisterbahn.

Aber sie mußte noch etwas tun.

Und zwar so schnell wie möglich.

Nach London anrufen und ihrem Freund John Sinclair Bescheid geben, denn der saß sicherlich schon auf heißen Kohlen…

***

»Und nimm sicherheitshalber einen Spiegel mit«, hatte mir Jane am Ende ihres Anrufs erklärt, wobei ich nicht unbedingt einen Wandspiegel mit mir herumtragen wollte und mich für einen alten Rasierspiegel entschieden hatte, den mir ein kranker Suko lieh.

Ja, Suko hatte es erwischt.

Eine Erkältung, die seine Glieder schwer wie Blei gemacht hatte. Er war deshalb froh, daß er zu Hause bleiben und sich von Shao pflegen lassen konnte, statt sich auf dem Rummelplatz herumzutreiben. Eine Warnung hatte er mir trotzdem mit auf den Weg gegeben. »Gib auf dich acht, Alter, ich möchte mich nämlich nicht als steinerne Leiche mit dir abschleppen.«

»Keine Sorge, ich passe schon auf.«

»Und wo wirst du dich herumtreiben?«

»Knapp hinter London. In Richtung Harwich. Dort ist das Land flach, da sind die Menschen nett und wissen es zu schätzen, wenn das fahrende Volk kommt.«

»Denk auch an die Geisterbahn.«

»Wieso?«

»Möglicherweise wird sie dein neuer Arbeitsplatz - wenn sie dich irgendwo darin aufhängen…«

»Wann soll ich lachen?«

»Nie, ich meine als Steinfigur.«

Auch als Grippepatient hatte Suko seinen Humor nicht verloren. Ich fuhr also von ihm aus los und rollte in den trüben Tag hinein, an dem es zum Glück nicht regnete.

Sarah Goldwyn hatte ich nicht verständigt. Sie hätte bestimmt mitgewollt, und das konnte ich nicht riskieren. Nichts gegen die Horror-Oma, aber durch ihre Forschheit und Neugierde zum falschen Zeitpunkt hatte sie schon die schlimmsten Situationen heraufbeschworen. Daß sie mich auf die Spur einer Medusa gebracht hatte, dafür war ich ihr dankbar, ansonsten blieb sie besser in ihrem Haus zwischen all den Büchern und Filmen.

Das Wetter hielt sich tatsächlich. Als London hinter mir lag, konnte ich durchatmen, denn die Luft war wesentlich besser geworden. Ich erfreute mich an der freien Natur.

In Brentwood mußte ich abbiegen. Jane hatte mir den Weg erklärt, ich würde den Rummel ohne Schwierigkeiten finden können. Die Straße war nicht mehr so breit, es herrschte auch weniger Verkehr.

An den Straßenrändern entdeckte ich die Reklametafeln, die auf die letzte Kirmes des Jahres hinwiesen. Es war also nicht mehr weit bis zu meinem Ziel.

Jane und ich hatten ziemlich lange miteinander gesprochen. Ich war in Einzelheiten eingeweiht worden und wußte auch von ihrem Verdacht. Ich wollte mich auf die Valendys konzentrieren, die in der Yard-Kartei noch nicht verewigt waren.

Hinter Brentwood wurde die Gegend noch einsamer. Bis zum nächsten Ort waren es drei Meilen.

Die Straße führte kerzengerade durch die flache Landschaft. Nur wenige Fahrzeuge waren unterwegs, zumeist kleinere Lastwagen, die irgendwelche Waren brachten.

Vor dem nächsten Dorf sah ich wieder die Hinweisschilder auf den Rummel, wo der Betrieb sicherlich bald abfahren würde. Ich wollte mich nicht zu erkennen geben, sondern mich wie ein normaler Besucher verhalten. Wichtig waren für mich zwei Attraktionen. Einmal die Living Dolls, und zum anderen die Geisterbahn.

Und natürlich die Valendys, von denen ich Vera die größere Aufmerksamkeit schenken wollte.

Wer sie ansieht, wird zu Stein!

Daran mußte ich während der Fahrt des öfteren denken. Ich hatte nicht zum erstenmal mit einer Medusa zu tun, und der Spiegel war dabei sehr wichtig gewesen.

Man konnte sie ungestraft nur durch einen Spiegel anschauen, denn dann war ihr Zauber nicht wirksam. Um sie zu vernichten, mußte ihr das Schlangenhaupt abgeschlagen werden, auch das hatte ich schon getan, und wieder einmal konnte ich mich darüber wundern, wie stark diese alte griechische Sage noch in unsere moderne Welt hineinspielte.

Der Ort, in dem ich tankte, war ein verschlafenes Nest. Ich ließ den Tank vollaufen und sah vor mir einen alten Citroën stehen, eine Ente.

Die Fahrerin war bereits eingestiegen und startete. Der Wagen hoppelte voran und schwankte in der Kurve bedenklich. Er fuhr in die Richtung, in die ich wollte.

Tankwarte, die ihren Dienst in der Einsamkeit verrichten, sind oft gesprächiger als die Kollegen in der Großstadt. Bei diesem hoffte ich auch darauf, sprach ihn an und erkundigte mich, wie weit es noch bis zum Rummelplatz war.

Erstaunt blickte er in mein Gesicht. »Was wollen Sie denn dort, Mister?«

Ich lächelte nur vielsagend.

»Weit ist es nicht mehr. Hinter der Ausfallstraße geht es links ab. Sie können es nicht verfehlen. Dort steht noch ein Plakat mit einem dicken Pfeil darauf.«

»Danke.«

»Aber er hat noch nicht offen. Der Trubel geht erst am Nachmittag los.«

»Ist denn da richtiger Trubel?«

Er nickte. »Das kann man schon sagen. Die Leute strömen aus der Umgebung herbei. Was los ist immer.«

»Danke für den Tip.«

Ich zahlte, ließ mir kein Geld mehr herausgeben und machte mich auf den Weg.

Den kleinen Ort hatte ich rasch hinter mich gebracht und entdeckte tatsächlich das bunte Plakat mit dem Pfeil, der nach links wies.

Es war ein schmaler Weg, in den ich einbog. Schlaglöcher und Steine hatten den Asphalt abgelöst.

Nach einer Kurve wurde der Belag etwas besser, aber die Düsternis nahm zu, da ich durch ein kleines Waldstück fuhr.

Und dann sah ich den Wagen.

Er stand an der linken Seite, fast schon im Graben, sehr nahe am Unterholz zumindest, und es war der 2CV, der mir schon an der Tankstelle aufgefallen war.

Von dem Fahrer oder der Fahrerin sah ich nichts. Der Citroën stand verlassen da, als hätte er den Geist aufgegeben. Ich stoppte den Rover hinter der Ente und stieg aus.

Mittägliche Stille umgab mich ebenso wie die Schatten des Waldes rechts und links des Wegs. Die Motorhaube der Ente stand nicht hoch, der Fahrer schien nicht nach der Ursache des Stillstands zu suchen. Ich schaute in den Wagen hinein und stellte fest, daß der Zündschlüssel steckte.

Seltsam…

Langsam drehte ich mich um. Mein Blick fiel in den Wald. Die Bäume

standen weit genug auseinander, um genügend große Lücken bilden zu können. War der Fahrer des Wagens etwa im Wald verschwunden?

Vorstellbar war es.

Nur sah ich ihn weder an der rechten, noch an der linken Seite. Auf dem Rücksitz der Ente stapelten sich die Dinge, die im Ort eingekauft worden waren.

Es waren Lebensmittel, zumeist Fertiggerichte und Dosen. Auch die Hälse zweier Whiskyflaschen schauten aus dem Karton hervor. Ich startete zu einem Versuch. Da der Zündschlüssel steckte, öffnete ich die Tür, drehte den Schlüssel und hörte zu, wie der Motor ansprang. Zwar mit einigem Stottern, aber dann lief er.

Ich schaltete ihn wieder ab und überlegte weiter, welchen Grund die Person gehabt haben konnte, die Ente zu verlassen. Es gab natürlich welche. Ein Date mitten im Wald war auch in der heutigen Zeit noch romantisch, und der plötzliche Laut wies darauf hin, denn aus der linken Waldseite hörte ich das Lachen.

Ich blieb stehen.

Dieses glockenhelle Gelächter paßte zu einem jungen Mädchen oder einer Frau. Sie mußte den Wagen gefahren haben, und ihr Gelächter hatte meine Neugierde geweckt.

Sekunden später war ich in eine Lücke zwischen zwei Bäumen eingetaucht. Die Richtung war einfach. Ich lief im Slalom los, wich immer wieder Stämmen und Ästen aus und hörte die Tritte auf dem weichen Moosboden. Er war noch feucht, an manchen Stellen sogar glatt und wurde sehr rutschig, wenn es bergab ging.

Das Lachen hörte ich nicht mehr. Ich blieb neben einer krumm gewachsenen Fichte stehen und schaute Richtung Waldrand, wo sich die Gestalt abmalte.

Es war eine Frau, sie trug eine Hose und eine Jacke. Ihr langes Haar war blond, es wehte bei jedem Schritt und hätte dabei wippen müssen, doch die Haare blieben in einer ungewöhnlichen und leicht verdrehten Haltung stehen.

Wie Schlangen…

Wie bei der Medusa…

Als ich daran dachte, lief es mir eiskalt den Rücken hinab. Plötzlich wußte ich, wen ich zu jagen hatte, und einen Moment später wußte ich es wieder nicht, denn die Person war verschwunden.

Untergetaucht, eingetaucht in das Unterholz oder in Lücken zwischen den Bäumen.

Eine Männerstimme, die sich ebenfalls jung anhörte, hallte durch den Wald. »Du bist da, Vera. Ich habe dich gesehen. Los, komm, ich warte auf dich. Die. Zeit drängt! Wenn du zu lange wegbleibst, kriegst du wieder Ärger mit deinem Vater.«

Das hatte mir noch gefehlt. Ein junger Mann, der auf seine Freundin

wartete und sicherlich nicht wußte, welche Laus er sich da in den Pelz gesetzt hatte.

Mit einer Medusa zu flirten, konnte leicht das Ende bedeuten. Für mich stand fest, daß ich den Mann finden mußte, sonst war alles vergebens. Beide waren nicht zu sehen. Auch ich konnte nicht wie ein brünstiger Hirsch in die entsprechende Richtung laufen, ich mußte achtgeben, daß man mich nicht hörte.

In der rechten Jackentasche steckte zum Glück Sukos Rasierspiegel. Wenn es hart auf hart kam, konnte ich mich nur mit ihm gegen die verfluchte Medusa behaupten.

Ich erreichte in dem Wald eine Mulde, in der zahlreiche Büsche, Farne und Gräser wuchsen. Dieser Wald sah tatsächlich so aus, als wäre er noch in Ordnung. Mit einiger Phantasie hätte ich ihn als Märchenwald ansehen können, allerdings als ein Gebiet, in dem sich nur die bösen und grausamen Märchen abspielten.

Keine Stimmen.

Weder von ihr noch von ihm.

Und mir saß die Zeit im Nacken. Wer immer der unbekannte Mann auch sein mochte, er würde in die Falle der Medusa laufen, falls sie sich in diese Figur verwandelte.

Auf dem Grund der breiten Mulde blieb ich stehen. Bis zum Waldende war es nicht mehr zu weit, aber meine Sicht war trotzdem schlechter, denn durch die hohen Büsche und auch den wachsenden Niederwald war das Blickfeld eingeschränkt.

Meinen Atem hatte ich wieder unter Kontrolle bekommen. Es war sehr still in meiner Umgebung.

Keine Stimmen.

Auch keine anderen Geräusche, die auf ein Liebesspiel hingedeutet hätten.

Ich drehte mich auf der Stelle, denn beide konnten irgendwo lauern und mich beobachten.

Nichts war zu sehen.

Bis ich das Rascheln hörte. Nicht sehr weit entfernt, aber schon über mir.

Ein Tier - oder…

Im nächsten Augenblick drang ein fürchterliches Geräusch an meine Ohren.

Eine Mischung aus einem schweren Ächzen und Stöhnen, wie es eigentlich nur ein Sterbender abgeben konnte.

Wo?

Vor mir.

Für mich gab es kein Halten mehr. Es war auch egal, ob ich gesehen wurde oder nicht. Meine Hoffnung bestand darin, vielleicht noch helfen zu können. Mit den Armen ruderte ich die störenden Zweige

der weichen Büsche zur Seite, verschaffte mir so den nötigen Platz, kämpfte mich vor, trat auch in Pfützen und entdeckte durch eine Lücke hinweg die männliche Gestalt auf dem Boden.

Ich hörte das Ächzen! Ich sah die seltsame Bewegung eines Mannes, der auf einem Stein saß, seinen Körper nach links kippte, dann wieder nach rechts, die Arme halb ausgestreckt hielt, wobei er es nicht mehr schaffte, sie anzuziehen, denn er wurde allmählich zu Stein.

Ein noch junger Mann, dunkelhäutig, mit schwarzem Kraushaar. Das Gesicht war eine Maske des Grauens. In ihm bewegten sich nur die Augen, und diesen um Hilfe flehenden Ausdruck darin würde ich wohl niemals vergessen.

Noch einmal bewegte sich der Mund, nun klappte der Unterkiefer nach unten. Dann war es vorbei!

Er kippte nicht, er saß da und bewegte sich nicht mehr. Er war zu einer Figur geworden, zu einem dämonischen, steinernen Dokument, das von einer schrecklichen Person hinterlassen worden war.

Ich trat dicht an ihn heran, doch bevor ich mich zu ihm hinabbeugte, schaute ich mich sehr genau um, weil ich nicht unbedingt damit rechnete, daß diese Medusa verschwunden war.

Ich sah sie nicht.

Meine rechte Hand berührte die Wange der Person.

Da war keine Haut mehr zu spüren, sondern einzig und allein eine gewisse Härte. Die Härte von Stein.

Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Wäre ich eine Minute früher hier aufgetaucht, hätte ich den Mann möglicherweise retten können. So aber stand ich vor ihm wie der große Verlierer und fühlte mich in meinem Innern selbst so kalt wie Stein.

Die Medusa hatte sich wieder ein Opfer geholt. Ob der junge Mann zu den Schaustellern gehörte oder in einem der Dörfer gelebt hatte, wußte ich nicht. Im nachhinein war es auch nicht mehr wichtig. Er würde hier für alle Zeiten sitzen bleiben und nach und nach verwittern, falls man ihn nicht bestattete.

Innerlich verfluchte ich diesen Tag. Dann versuchte ich noch einmal, dem Mann die Augen zu schließen.

Es war nicht möglich. Auch seine Augenlider waren versteinert. Die magische Kraft der Medusa hatte ihn voll erwischt.

Es gab für mich hier nichts mehr zu tun, aber ich nahm mir eines vor. Diese Medusa mußte gestellt werden, und zwar so schnell wie möglich.

Und wieder hörte ich etwas.

Das Geräusch war dünn, aber durchaus identifizierbar. Über mir, wo auch die Straße durch den Wald führte, war der Motor der Ente angelassen worden.

Sie hatte es geschafft!

Ich verschluckte den Fluch und machte mich auf den Rückweg.

Der Versteinerte blieb zurück im Wald. Um ihn würde ich mich später kümmern oder ihn abholen lassen.

Wichtiger war jetzt die Person mit dem Schlangenhaupt…

***

John Sinclair hatte zwar keine genaue Zeit genannt, wann er eintreffen würde, aber Jane hatte sich ungefähr ausrechnen können, wann sie ihn auf dem Rummel sah.

Deshalb war sie unterwegs.

Um vierzehn Uhr ging es los. Da lief dann die Musik, und an jedem Karussell war eine andere Melodie zu hören. Zumeist die aktuellen Hits aus den Charts, die vor allen Dingen ein junges Publikum ansprachen.

Um diese Zeit war das Publikum sehr jung. Viele Kinder besuchten den Rummel. Sie hockten in den Sitzen des Kettenkarussells oder fuhren mit dem Auto-Scooter. Zwischendurch kauften sie Lose oder Süßigkeiten.

Jane hatte noch mit Josh Parker gesprochen und ihm erklärt, daß sie ihm später helfen würde.

»Schon in Ordnung«, hatte der Mann gesagt, der vor seiner Losbude stand und mit fast schon monotoner Stimme die tollen Gewinne ankündigte, wobei der Hauptpreis ein tragbares Fernsehgerät war.

Sein Helfer war auch erschienen und verkaufte die Lose. Der junge Mann mit dem schiefen Gesicht trug einen weißen Kittel und eine alte Stoffjacke darüber. Er sah aus wie verkleidet. Dabei stand er an einem Lostisch vor dem Stand und schaute vor allen Dingen den älteren weiblichen Besuchern nach, die als kichernde Teenager über den Rummel liefen.

Auch die ersten Grillstände hatten geöffnet. Die Geisterbahn fuhr. In ihrer Nähe war es besonders schlimm. Aus den Lautsprechern dröhnten die Schreie und das Gestöhne der gequälten Geister. Es war eine relativ moderne Bahn. Jane sah, daß sich die großen Figuren oben an der Frontseite sogar bewegten.

Der Vampir klappte sein Maul auf und zeigte seine Blutzähne. Der Werwolf präsentierte ebenfalls sein Gebiß, und die Schlangen auf dem Kopf der Medusa zuckten.

Jane hätte eigentlich darüber gelächelt, wenn sie nicht gewußt hätte, daß der Zauber der Medusa zu einer bösen Tatsache geworden wäre.

John war noch immer nicht zu sehen. Unter den wenigen Erwachsenen wäre er sicherlich aufgefallen, und so wandte sich Jane dem Geschäft mit den Living Dolls zu.

In einem kleinen Kassenhäuschen saß nicht Vera, sondern der Chef selbst. Er lächelte breit, als Jane an die Kasse herantrat und sich etwas

bückte, um durch die Scheibe zu schauen.

»Sie hier, Mr. Valendy?«

»Was stört Sie daran?«

»Nichts, gar nichts. Ich dachte nur, daß Sie diesen Platz immer Ihrer Tochter überlassen.«

»In der Regel schon!« stimmte Valendy zu. »Aber es gibt Ausnahmen. Wie heute, zum Beispiel.«

»Ich sehe es.«

»Vera ist weggefahren. Sie wollte in den nächsten Ort, um einige Besorgungen zu machen. Sie kümmert sich eben um alles. Ich meine, für Sie, Miß Collins, gibt es doch genügend Möglichkeiten um sich abzulenken.«

»Stimmt. Mich interessiert auch die Geisterbahn.«

»Das ist toll. Sieht man nicht oft bei Frauen.« Er lachte, als hielte er Frauen für den letzten Dreck.

»Die kann ich Ihnen nur empfehlen. Sie ist toll, neueste Technik, sage ich mal. Sie werden sich bestimmt erschrecken, selbst Sie.«

»Was soll das denn heißen?«

Valendy sah keine Kundschaft kommen und plauderte weiter. »Wenn ich ehrlich sein soll, dann halte ich Sie für eine Person, die genau weiß, was sie will.«

»Sie haben sich nicht getäuscht.«

»Eben.«

Jane beugte sich noch tiefer. »Wissen Sie, was ich an Geisterbahnen besonders mag?«

»Nein, wie sollte ich?«

»Die Monster, Mr. Valendy. Ich mag einfach die Monstren in der Geisterbahn, wobei ich da auch noch eine besondere Vorliebe für bestimmte habe.«

»Für welche denn?«

Jane lächelte vor ihrer Antwort. Dann sagte sie mit klarer und gut verständlicher Stimme: »Ich liebe Medusen, Mr. Valendy. Die starken Frauen mit den Schlangenköpfen.«

Für einen Moment verzerrte sich sein Gesicht. Er sah aus wie jemand, der nicht wußte, ob er lachen oder weinen sollte. Jane hatte sich auf seine Augen konzentriert und glaubte, darin ein kaltes und scharfes Funkeln zu erkennen.

»Kann ich eine Karte kaufen?« fragte sie.

Valendy ging nicht darauf ein. »Medusen, wie?«

»Sie haben richtig verstanden.«

»Nett, sehr nett.«

»Warum?«

Er deutete mit dem gestreckten Finger durch die Öffnung schräg über den Weg auf die Geisterbahn hin. »Dort befindet sich eine Medusa.

Sogar die Schlangen bewegen sich.«
»Ich habe sie mir schon angesehen.«
»Und? Fanden Sie es gruselig? Wollen Sie noch immer mit der Geisterbahn fahren?«
»Jetzt erst recht, aber später. Nur hatte ich beim Betrachten der Medusa den Eindruck, sie zu kennen.«
»Oh…«
»Sie sieht aus wie ihre Tochter.«
»Ha, ha, ha, ha…« Valendy lachte so laut, daß Jane zurückschreckte. »Jetzt geht die Phantasie mit Ihnen durch, Miß Collins.« Er hatte sich wieder gefangen. »Manchmal ist es nicht gut, wenn die Phantasie Purzelbäume schlägt. Das könnte sogar gefährlich werden.«
»Bei einer Geisterbahn…?«
»Auch da.«
»Ich werde mich vorsehen.«
»Tun Sie das. Und beeilen Sie sich. Unsere Schau fängt in wenigen Minuten an. Für Sie ist sie kostenlos, Miß Collins. Ich wünsche Ihnen viel Spaß dabei.«
»Danke.« Jane ging, denn es wollten auch noch andere die Schau sehen. Hinter ihr hatte sich schon eine Schlange gebildet. Die Detektivin trat zur Seite und hoffte, den Bogen nicht überspannt zu haben. Auf der einen Seite war es gut, daß sie bewiesen hatte, wie gut sie sich letztendlich auskannte. Sie hatte sich indirekt als Lockvogel angeboten, und nichts anderes hatte sie dabei auch im Sinn gehabt. Sie wollte die Medusa zu sich heranlocken, zudem vertraute sie auf John Sinclair, dessen Eintreffen wohl kurz bevorstand.
Der Eingang zur Schau lag auf der Seite. Eine Treppe mit Holzstufen und zwei Eisengeländern an den Seiten führte hoch. Hinter ihrem Rücken hörte Jane das Kichern der Teenager, die schon jetzt darüber sprachen, ob es ihnen wohl gelingen würde, die lebenden Puppen aus der Reserve zu locken, indem sie sie zum Beispiel kitzelten.
Jane dagegen hatte ganz andere Sorgen…

***

Der Weg war nicht mehr sehr weit gewesen. Auf dem letzten Stück hatte ich die Ente nicht mehr zu Gesicht bekommen. Statt dessen war ich einem Schild gefolgt, das mich zu einem Parkplatz wies.
Einer großen Wiese, weich und feucht, aber nicht so tief, daß die Räder einsanken.
Da noch nicht viel los war, konnte ich mir einen Platz aussuchen.
Als ich die Wagentür öffnete, verstärkte sich der Lärm. Ich befand mich dicht am Rummel und erlebte diesen Mischmasch aus verschiedenen Musikarten als Geräuschkulisse, die zu einer Kirmes einfach dazugehörten. Es störte mich ebensowenig wie der Geruch der

Freßbuden.

Es gab hier keine technischen Sensationen. Man konnte diesen Rummel durchaus als beschaulich bezeichnen, und ich war ein wenig überrascht, daß ihm kein Trödelmarkt angeschlossen war. Das mochte wohl am Wetter liegen.

Ich schlenderte an den Rückseiten einiger Buden vorbei, fand einen schmalen Weg, der mich in das Zentrum des Rummels brachte. Vor mir drehte sich ein altes Kettenkarussell, ich sah die Mondbahn, schräg gegenüber den Auto-Scooter, die Schieß- und Losbuden, die Freßstände und auch die Wagen, die mit Süßigkeiten aller Art vollbepackt waren. An einer Bude konnte mit schlecht austarierten Dart-Pfeilen auf Luftballons geworfen werden, an einer anderen konnte man für ein paar Münzen angeln, daneben wurden Ringe geworfen, die aber nur selten über die Vierecke hinwegglitten, auf denen die zu gewinnenden Gegenstände standen. Es war nicht überfüllt, das Gelände konnte ich als überschaubar einstufen, und irgendwie gefiel es mir auch.

Besonders interessant war die Geisterbahn, von der auch Jane Collins gesprochen hatte.

Ich schaute mir die Fassade näher an. Ich sah auch die Monster über der ersten Etage und zuckte schon zusammen, als ich den Kopf der Medusa erkannte.

Das wiederum brachte mich auf die Idee der echten Medusa, und ich ärgerte mich abermals, daß sie mir entwischt war.

Jane hatte mir auch von den Living Dolls berichtet und einem gewissen Valendy, dem das Geschäft gehörte.

Ich fand den Laden der Geisterbahn schräg gegenüber. Der Typ an der Kasse mußte Valendy sein.

Sein Gesicht erinnerte mich an das eines Schweins, dem eine schwarze Perücke aufgesetzt worden war. Ich gehörte zu den wenigen Erwachsenen auf dem Rummel, wahrscheinlich hatte ich deshalb seine Aufmerksamkeit erregt, denn er winkte mir aus seiner Bude zu und versuchte mir zu erklären, wie toll seine Show war.

»Später vielleicht«, erwiderte ich und ging weiter.

»Hoffentlich nicht zu spät.«

»Keine Sorge.« Ich fragte mich, ob er etwas bemerkt hatte, wahrscheinlich nicht, denn ich hatte mich nicht auffällig verhalten.

Es gab noch jemand, den ich mir ansehen wollte. Jane hatte von einem gewissen Josh Parker berichtet, der seinen Sohn durch die Medusa verloren hatte. Ihm gehörte die größte Losbude auf dem Rummel, und sie war auch nicht zu übersehen, ebensowenig wie Parker selbst, ein weißhaariger, hochgewachsener Mann, der am Rand seiner Bude auf- und abmarschierte und dabei stets in ein Mikrofon sprach und von den Supergewinnen redete, die es hier gab.

Auf mich machte er den Eindruck einer lebenden Schallplatte auf zwei Beinen. Er war nicht bei der Sache. Er leierte den Text einfach herunter, verständlich, wenn man bedachte, was mit ihm passiert war.

Bei einem Helfer kaufte ich fünf Lose. Der Mann grinste mich an, was seinen Mund noch schiefer machte. »Ist der Hauptgewinn noch drin?« fragte ich.

»Brauchen Sie einen Fernseher?«

»Immer.«

»Dann kaufen Sie alle Lose.«

»Danke, ich bin nicht Rockefeller.« Dem Wind drehte ich den Rücken zu, als ich die kleinen Briefchen aufriß, und mein Gesicht immer länger wurde.

Niete - Niete - Niete - Niete…

Dann riß ich das fünfte Briefchen auf.

Gewonnen!

Keinen Fernseher, auch keine Baggerfahrt durch Cornwall, die Zahl fünf brachte nur eine Packung Gummibärchen, die mir der Besitzer in die Hand drückte und mir riet, es noch einmal zu versuchen.

»Soll ich eine zweite Packung gewinnen?«

»Denken Sie an den Hauptgewinn!«

»Tag und Nacht, Mister.« Ich bedankte mich und schenkte die volle Tüte einem kleinen Jungen, der an der Hand seiner größeren Schwester über den Platz marschierte.

Beide freuten sich. Ich wollte mir die Geisterbahn nicht nur von außen ansehen. Dennoch blieb ich davor stehen.

Wie gesagt, es war noch nicht allzuviel los, aber eine Geisterbahn war wohl zu allen Zeiten immer *die* Attraktion.

Jedenfalls war an der Kasse mehr Betrieb als an den anderen Buden, so daß ich mich in eine Schlange einreihen mußte. Als einziger erwachsener Mensch fühlte ich mich etwas unwohl, und noch unwohler war mir, wenn ich an die echte Medusa dachte und auch daran, daß jeder Gast auf dem Rummel für sie ein potentielles Opfer sein konnte.

An der Kasse saß eine dicke Frau in einem geblümten Kleid, die sicherlich Mühe gehabt hatte, sich in dieses kleine Haus zu zwängen. Aber sie war guter Laune. Bei jedem Kartenverkauf strahlte sie wie ein Honigkuchenpferd und hatte für die jungen Gäste stets das eine oder andere Wort übrig.

Als ich vor dem Häuschen stand, grinste die Frau breit. »Hi, Mister, Sie wollen auch?«

»Ja.«

»Haben Sie keine Angst?«

»Soll ich Ihnen das im Vertrauen sagen?« fragte ich leise.

»Ja, sagen Sie's.« Plötzlich war sie neugierig geworden und beugte

sich so weit wie möglich vor.

»Schlimmer als bei mir zu Hause kann es auch nicht sein. Wenn sie mein Weib sehen würden, dann sehen Sie eine Geisterbahn direkt als eine Erholung an.«

Plötzlich riß sie den Mund auf, zeigte einige Goldzähne, fing an zu lachen, und da sich ihre Lippen sehr nahe am Mikrofon befanden, hallte das Gelächter durch die Gasse aus Buden, und manchem Besucher wurde angst und bange.

»Gut«, sagte sie, »gut… wie sieht Ihre Gemahlin denn aus?«

»Das sage ich lieber nicht. Mal sehen, ob ich sie in der Geisterbahn als abschreckendes Beispiel für die Ehe entdecke. Ein Bild von ihr habe ich mal eingeschickt.«

Wieder hatte die Frau ihren Spaß und verkaufte mir eine Karte. Ich mußte noch einige Schritte an einem Gitter vorbeilaufen, bis ich über eine schmale Treppe hoch auf die Rampe gehen konnte.

Es war nicht meine erste Fahrt mit der Geisterbahn und würde sicherlich auch nicht die letzte sein.

Erschrecken würde ich mich kaum, aber in diesem Fall mußte ich mit dem schlimmsten rechnen.

Ich versuchte, mich in die Lage dieser Medusa im Wald hineinzuversetzen. Sie hatte den jungen Farbigen in all ihrer Scheußlichkeit angeschaut, sie hatte für eine Versteinerung gesorgt und war anschließend verschwunden. Sie hatte ihren Wagen erreicht, ihn gestartet und mußte dabei auch meinen gesehen haben.

Hätte sie das mißtrauisch machen müssen?

Im Prinzip schon. Möglicherweise hatte sie sich auch auf dem Parkplatz umgeschaut, wo mein Rover stand.

Dann wußte sie Bescheid!

Bevor ich mich in den Wagen klemmte, warf ich einen letzten Blick in die Gasse hinein.

Keine Medusa zu sehen. Nichts war verdächtig. Auch Jane Collins entdeckte ich nicht. Dafür hörte ich das Kreischen der beiden Mädchenstimmen, als der Wagen vor mir anfuhr und mit seiner gummibesetzten Stoßstange die Schwingtür nach innen rammte.

Sekunden später fuhr auch mein Gefährt an.

Wieder flog die Tür auf, und ich glitt hinein in das unheimliche Dunkel der Bahn…

***

Auch Jane Collins hatte das Kabinett der Living Dolls betreten, war aber nicht in die Dunkelheit hineingegangen, sondern stand auf einem Podest, von dem eine Treppe zu einem Platz hinunterführte, der den Living Dolls als Bühne diente.

Sechs Gestalten zählte Jane. Und jeder Mitwirkende hatte seinen

Platz auf einem viereckigen Holzpodest gefunden. Zwar war als Absperrung ein größeres Viereck aus Bändern vorhanden, wer aber wollte, der konnte mit dem ausgestreckten Arm die Living Dolls erreichen.

Trotz der Berührungen reagierten die jedoch nicht.

Die Besucher kicherten. Sie hielten sich zumeist im Dunkeln auf, denn angestrahlt wurden nur die Puppen. Und jede von ihnen zeigte dieselbe silbrige Farbe. Es war nicht sofort zu erkennen, ob sie nackt waren oder eng anliegende Kleidung trugen, das Silbergrau überwog und sollte an Denkmäler erinnern, auch wenn die Einschlüsse im Licht der Strahler schimmerten.

Jane war etwas zur Seite getreten, um einen besseren Überblick zu haben. Drei Tänzerinnen, Bodybuilder und andere Figuren wurden imitiert. Auch der Zauberer war wieder dabei. Er trug kein wallendes Gewand, dafür einen spitzen Hut auf dem Kopf.

Für die Besucher schien er besonders interessant zu sein. Zwei Mädchen und ein Junge umstanden die Absperrung, wobei die beiden Mädchen den Jungen immer wieder dazu anhielten, doch mal den Arm auszustrecken und den Zauberer zu berühren..

»Soll ich wirklich?«

»Ja, ja, mach schon.«

Der Junge traute sich nicht. Er wollte sich jedoch nicht blamieren, blickte sich vorsichtshalber noch um, bevor er einen Arm ausstreckte und die Hand spreizte.

Seine beiden Begleiterinnen kicherten wie Lachtauben, denn er hatte Mühe, die »Figur« zu erreichen. Mit den Fingerspitzen strich er über den Unterarm hinweg, aber nur kurz, dann zog er den Arm wieder zurück.

»Was ist denn?« flüsterte eines der Mädchen.

Der Junge schluckte. Er hob die Schultern. »Das weiß ich auch nicht genau.«

»Wieso?« fragte die zweite.

Der Junge verzog das Gesicht. »Die hat sich so komisch angefühlt, wirklich.«

»Wie denn?«

Er suchte nach einer Antwort. »Kann ich nicht erklären. Das sind doch Menschen - oder?«

»Eigentlich ja. Auch wenn sie als lebende Puppen bezeichnet werden. Es müßten Menschen sein.«

»Eben. Menschen fühlen sich nicht so an!« zischelte der Junge.

»Wie denn? Rede doch endlich!«

Er schaute sich um, weil er sichergehen wollte, keine fremden Zuhörer zu haben. Jane Collins sah er nicht. Sie hatte sich geschickterweise zurückgezogen und lauerte an einem schattigen Ort.

Sie war aber so nah, daß sie einiges mitbekam.

»Eben anders als ein Mensch. Kalt und auch so komisch hart, wißt ihr? Als wäre die Figur tatsächlich aus Stein, aber nicht so ganz.« Er wand sich. »So richtig kann ich es auch nicht erklären.«

»Du spinnst!«

»Kann sein, aber komisch war es schon.« Der Sprecher trat von der Absperrung zurück. »Ich glaube, daß es besser sein wird, wenn wir jetzt verschwinden.«

Seine Worte hatten den beiden Teenagern den Mut genommen. Sie schauten noch einmal genauer hin, hoben dann die Schultern und gingen hinter ihrem Begleiter her.

Jane Collins wartete noch einige Sekunden. Nach ihr waren keine anderen Besucher erschienen. Der Nachmittag gehörte eben nicht zu den Stoßzeiten auf dem Jahrmarkt. Die jüngeren Besucher fuhren lieber Karussell, als sich in den Schaubuden zu verteilen.

Jane schlenderte auf den Zauberer zu. Sie bewegten sich völlig normal, richtig harmlos, weil sie einfach den Eindruck hatte, beobachtet zu werden. Nicht von Victor Valendy oder dessen Tochter, vielmehr von anderen Augen, die eigentlich keine Augen sein durften, weil sie ja angeblich zu den Living Dolls gehörten.

Der Zauberer interessierte Jane. Etwa an der Stelle, an der auch die Jugendlichen gestanden hatten, blieb sie stehen. Sie tat noch nichts, drehte sich ebenfalls nur um und suchte nach irgendwelchen heimlichen Beobachtern.

Zu entdecken waren sie nicht.

Jane wagte es.

Sie beugte sich vor, ohne den Arm auszustrecken. Ihr Blick galt einzig und allein dem Gesicht der lebenden Puppe. Sie wollte wissen, ob diese »Figur« reagierte und wahrnahm, daß sich ihr jemand näherte. Es war einfach zu dunkel in der Umgebung. Die angestrahlten Puppen reichten eben nicht als Lichtquelle.

Jane mußte zugeben, daß sich diese Menschen wahnsinnig gut unter Kontrolle hatten. Sie rührten sich nicht von der Stelle. Sie hätten angeschrieen und gekitzelt werden können, es hätte sich nichts getan. Sie blieben stumm.

Auch Jane streckte dem Magier eine Hand entgegen. Er war in einer Pose erstarrt, die tatsächlich an die eines Magiers auf der Bühne erinnerte. Den rechten Arm hielt er hoch, als hätte er zwischen den Fingern einen Zauberstab. Den linken etwas vom Körper abgespreizt, als wollte er damit jemand umfassen.

Auf diese Hand hatte Janes es abgesehen.

Sie bewegte sich schneller und griff zu.

Der Junge hatte nur einen Finger der »Puppe« berührt. Jane umfaßte die Hand. Dabei dachte sie an die Worte des Besuchers. Ihm war der

Finger seltsam vorgekommen, und als Jane stärker zufaßte, da überkam sie das gleiche Gefühl.

Das war keine normale Hand, das war auch kein Stein, das war ein Mittelding zwischen beidem.

Janes Hand zuckte nicht zurück. Sie blieb an der anderen kleben. In ihr stieg ein ungewöhnliches Gefühl hoch. Sie spürte Kälte und Wärme zugleich und hatte den Eindruck, etwas Fremdes angefaßt zu haben. Sie kam damit noch nicht zurecht. Die Hand zog sie trotzdem nicht zurück. Jane wartete, weil sie damit rechnete, daß noch etwas geschehen würde. Es paßte zwar nicht in ihr Bild hinein, hier gab es keine Medusa mit einem Schlangenhaupt, und dennoch glaubte sie daran, nicht weil von dieser ungewöhnlichen Magie entfernt zu sein.

Sie stand wie auf dem Sprung. Etwas würde passieren, das wußte sie auch, und Sekunden zogen sich in die Länge, so daß Jane den Eindruck einer gewissen Zeitleere bekam.

Sie schaute in das Gesicht des Zauberers.

Dort regte sich nichts.

Es blieb glatt, auch faltenlos, denn diese waren unter der hellen Schminke verborgen. Aber die Detektivin wollte die »Figur« aus der Reserve locken, deshalb verstärkte sie den Druck ihrer Hand.

Das plötzliche Zucken!

Nicht bei ihr, sondern bei der lebenden Puppe.

Um die Mundwinkel hatte sie das Zucken gesehen. Ihr war, als hätte der Zauberer durch den Druck ihrer Hand einen plötzlichen Schmerz gespürt. Zugleich hörte Jane das leise Stöhnen aus dem Mund der »Figur«. Und noch etwas geschah.

Jane konnte es nicht glauben, aber es war eine Tatsache. Der Widerstand der anderen Hand gab nach. Nicht daß ihr die Hand entzogen wurde, nein, sie gab einfach nach.

Der Finger, die Haut, die Knochen - sie zerbröselten, und es fiel kein Tropfen Blut auf die Erde.

Als Jane diese Tatsache klar wurde, zog sie die Hand sofort zurück. Sie starrte nicht ihre Finger an, sondern die der anderen Hand.

Und davon war nur mehr die Hälfte vorhanden!

***

Jane Collins stieß den Atem aus und konnte dabei ein leichtes Stöhnen nicht unterdrücken. Damit hatte sie nicht rechnen können und auch nicht wollen, aber sie brauchte nur den Blick zu senken, um zu sehen, was da innerhalb der Absperrung vor ihren Füßen lag.

Pulvriger Staub, der einmal die Finger einer Hand gebildet hatte. Nicht mehr und nicht weniger. Der grausame Rest eines Körperteils. Für Jane ging zwar die Welt nicht unter, aber ihre Gedanken waren nicht mehr so klar wie noch vor Minuten. Die Magie des Victor

Valendy und seiner Tochter hatte sie mit voller Wucht getroffen, und sie hatte den Eindruck, daß sie inmitten einer Falle stand.

Jane ging einen kleinen Schritt nach hinten. Dabei ließ sie die Figur nicht aus den Augen. Diese magische Puppe, was auch immer sie sein mochte, mußte doch reagieren. Irgendein äußeres Zeichen zeigen. Schmerz verspüren und…

Das Gesicht blieb glatt.

Bis auf die Augen!

Jane sah, daß sie sich bewegten. In der bleichen, kreidigen Gesichtsumgebung kamen sie ihr vor wie alte, kleine Seen, bei denen das Wasser eine glatte Fläche bildete.

Der Zauberer wußte Bescheid. Er war informiert, und sie entdeckte auch das schwache Lächeln auf seinen dünnen Lippen, das ihr überhaupt nicht gefiel. War die Falle bereits zugeschnappt.

Das Lachen war nicht von dieser Figur ausgestoßen worden. Hinter ihr war es erklungen, und es hörte sich hämisch und kalt an.

Jane drehte sich langsam um.

Sie sah nichts. Wer immer gelacht hatte, er hielt sich im Dunkeln verborgen.

Aber seine Stimme war ihr bekannt. »Ich wußte, daß Sie neugierig sind, Miß Collins, ich wußte es. Aber Neugierde kann oft genug tödlich sein.«

Danach lachte Victor Valendy schaurig auf!

***

»Schwapp« machte es, dann fielen die beiden Türhälften des Eingangs hinter mir und dem Wagen zu.

Ich war in der Geisterbahn!

Lächerlich für einen Menschen wie mich, der Dinge erlebte, die der Realität entsprachen und keineswegs auf irgendwelche Tricks basierten, mit denen man die Besucher der Geisterbahn in Angst und Schrecken versetzte.

Dennoch fühlte ich mich nicht eben wohl in meiner Haut. Ein gewisses Kribbeln war schon vorhanden, was bestimmt nicht an der vor mir liegenden Dunkelheit lag, die einen Tunnel ausfüllte und erst am Ende dieses Schachts verschwand. Dort war ein bläuliches Zucken zu sehen, als wäre jemand dabei, mit einem Blitzlicht zu spielen. Immer wenn das Blitzlicht aufzuckte, war auch ein dort stehendes Skelett zu erkennen, dessen großer Schädel dem anfahrenden Wagen zunickte.

Daran lag es nicht.

Auch nicht an dem Gerappel unter mir. Der Besucher sollte den Eindruck gewinnen, über eine Brücke zu fahren, die jeden Augenblick zusammenbrechen konnte, wobei mich noch ein gewaltiges Rauschen

umgab, das den unsichtbaren Fluß imitieren wollte.

Meine Gedanken drehten sich um das Geschöpf der Medusa. Gab es ein besseres Versteck für sie als die Geisterbahn? Sie war ja draußen als Figur angekündigt worden, sie würde auch erscheinen, aber ich fragte mich natürlich, ob sie tatsächlich die echte war.

Im Prinzip unmöglich, denn nicht jeder Besucher konnte als Steinfigur die Geisterbahn verlassen.

Mein Verdacht wollte nicht weichen. Die Bahn war ein Versteck für die echte Medusa.

Während ich auf das hin und wieder erscheinende Skelett zufuhr, tastete ich nach dem Spiegel in meiner rechten Tasche. Er war noch vorhanden; gut so.

Zum Glück saß ich allein in dem Gefährt und hatte relativ große Bewegungsfreiheit. Ich rutschte noch mehr zur Mitte hin und sah das Skelett dicht vor mir erscheinen.

Es winkte mir zu. Das Klappern und Rauschen hatte aufgehört, dafür vernahm ich ein grelles Lachen. Gleichzeitig wurde der kleine Wagen nahezu brutal nach links gerissen. Die Kurve war sehr eng gewesen, doch auch sie überstand ich und rollte weiter durch das Innere der Geisterbahn.

Ich erlebte mal an der rechten und mal an der linken Seite, wie sich der Erbauer der Geisterbahn den Schrecken vorgestellt hatte: Vampire stiegen aus den Särgen und tauchten die Gesichter in blutrotes Licht. Immer wenn der Wagen über einen entsprechenden Kontakt rollte, öffneten sie ihre Mäuler und schickten mir grauenhafte Schreie entgegen. Unter der Decke waren Fäden angebracht, die lang nach unten hingen und wie Spinnweben über meine Stirn und die Haare fuhren.

Dann war die linke Seite dran.

Hier hatten sich die staubigen Grabplatten eines alten Friedhofs geöffnet. Von wabernden Nebelschwaden umgeben, krochen die lebenden Leichen aus ihren Höhlen und streckten die Arme aus, um nach dem Besucher zu greifen. Die Gestalten sahen schaurig aus. Manche wirkten so, als wären sie von irgendwelchen Ghouls angeknabbert worden.

Ich mußte grinsen und winkte ihnen zu. Eine Medusa befand sich nicht unter ihnen.

Die Fahrt ging weiter, als die Zombies verschwunden waren. Diesmal nicht nur geradeaus, der Wagen stürzte förmlich in enge Kurven hinein, und vor dem Eintauchen in die jeweilige Kurve erschienen monströse Gestalten, die wegen ihrer überzeichneten Grellheit auf mich lächerlich wirkten.

Dann zischte etwas vor mir hoch.

Stinkender Nebel hüllte mich plötzlich ein, der Wagen fuhr

langsamer.

Ich dachte nicht wie ein normaler Fahrgast, sondern mehr wie ein Polizist. Dieser Nebel war eine hervorragende Deckung für jemand, der aus dem Dunkel kommen würde, um seine grausamen Taten zu begehen.

Schattenhafte Wesen erschienen. Ich hörte leise Schreie, Wehklagen gepeinigter Seelen, doch auch das blieb zurück. Schlagartig verschwand der Nebel, auch die Schreie hörten auf, es ging wieder geradeaus weiter, aber diesmal fuhr der Wagen in die Höhe.

Natürlich, die Geisterbahn bestand noch aus dem oberen Stockwerk. Dort würde der Wagen die Höhle verlassen und dann im Freien bis zum nächsten Eingang weiterfahren.

Es war alles okay bisher. Niemand griff mich an, und die Schattenspiele an den Wänden regten mich auch nicht sonderlich auf.

Meine Medusa hielt sich vornehmlich zurück. Beinahe war ich schon ein wenig enttäuscht.

Aber nur beinahe, denn plötzlich war sie da!

So schnell, daß selbst ich erschrak. Sie mußte irgendwo von der Decke gefallen sein, denn innerhalb des nach oben führenden Gangs bildete sie mitten auf der Strecke ein Hindernis.

Die Frau mit dem Schlangenhaupt!

Der Wagen verlor an Geschwindigkeit. Es tastete sich nur langsam an die Medusa heran. Ich hatte unwillkürlich nach dem Spiegel gegriffen, ihn jedoch nicht aus der Tasche geholt, denn es war genau die Medusa, die ich auch vor der Geisterbahn gesehen hatte.

Eine übergroße Person, eingehüllt in dunkle Gewänder. Ein sehr großer Kopf, ein bleiches Gesicht, das an einigen Stellen Blutflecken zeigte. Hinzu kamen das häßliche Grinsen und die zuckenden Bewegungen des rechten Arms, den sie angehoben hatte. Mit dem ausgestreckten Zeigefinger wies sie auf ihren Kopf, damit auch jeder die Schlangen sah, die sich zuckend auf dem Schädel der Medusa bewegten. Auch sie waren mit Wunden bedeckt, in die Blut hineingemalt worden war, aber den echten Schrecken oder die Angst vor einer Versteinerung konnte die Figur bei mir wirklich nicht erwecken.

So plötzlich, wie sie erschienen war, verschwand sie auch wieder. Sie zuckte vor mir hoch und war weg.

Mein Wagen rollte weiter. Nicht mehr lange durch die Dunkelheit, denn ich sah bereits den Umriß der Klapptür, durch deren Mittelspalt Licht schimmerte.

Wieder das Rammen gegen die Türen. Sie flogen auf, und ich fuhr auf der ersten Etage ins Freie.

Nach der dumpfen Luft innerhalb der Geisterbahn tat die Frische gut. Der Wind wehte in mein Gesicht. Ich atmete tief durch, und der

Wagen rollte auch langsamer, als sollte dem Besucher bewußt eine Erholungspause gegönnt werden.

An der linken Seite war die Wand mit bunten Schreckensgestalten bemalt worden. Ich hatte kein Interesse, mir die lächerlich wirkenden Gemälde anzuschauen, die schon ziemlich verblaßt waren.

Statt dessen drehte ich meinen Kopf nach rechts. Der Blick fiel hinab in die Gasse zwischen den Buden. Es herrschte normaler Betrieb. Vielleicht waren einige Besucher hinzugekommen. Das Wetter zeigte sich zwar weiterhin grau und trüb, doch der Regen hielt sich zurück.

Ich konnte auch einen Blick auf Valendys Kabinett erhaschen. Kein Zuschauer zeigte Interesse daran, bei ihm eine Karte zu lösen und sich die Living Dolls anzuschauen. Bei ihm würde der Betrieb sicherlich erst am Abend beginnen, wenn die Erwachsenen kamen.

Jane Collins konnte ich auch nicht entdecken, was mich wiederum ärgerte. Wir hatten zwar keinen exakten Treffpunkt ausgemacht, aber Jane war davon überzeugt gewesen, daß wir uns auf dem kleinen Gelände einfach nicht verfehlen konnten.

Pech gehabt - bisher.

Ich machte mir leichte Sorgen. Nach dieser Fahrt würde ich mich genauer umschauen und auch mit einem gewissen Victor Valendy reden, das stand fest.

Ich war so damit beschäftigt gewesen, die Gasse zu beobachten, daß ich regelrecht zusammenschrak, als mein kleiner Wagen die nächste Schwingtür aufstieß.

Der Ruck schüttelte mich durch. Vor mir lag die Dunkelheit, in die ich hineinschaute.

Kaum hatten sich die Türen hinter mir geschlossen, da ging es los. Plötzlich tanzten die Skelette vor mir auf der Schiene. Grüne Gestalten, die von innen her leuchteten. Mit wilden Bewegungen sollten sie die Besucher in Angst und Schrecken versetzen.

Die Knochenmänner verschwanden wieder, der Wagen bekam Fahrt und raste auf einer geraden Strecke direkt auf einen schrecklich zugerichteten Schädel zu, der blutüberströmt war, dessen Maul offenstand, damit aus ihm in gewissen Intervallen eine lange schlangengleiche Zunge zucken konnte.

Bevor der Wagen mit dem Maul kollidierte, riß ihn die Führung nach links.

Weg - Dunkelheit. Man konnte aufatmen, bis zum nächsten Schock, aber der war völlig normal. Der Wagen holperte über einen Buckel hinweg. Tief war die Finsternis, die dann von einer dunkelblauen Farbe abgelöst wurde.

Rechts und links breitete sie sich aus. Innerhalb der Farbe zeichneten sich schlimme Gesichter ab.

Sie bewegten sich dort, als würden sie von Wasser umspült werden,

was wahrscheinlich auch der Fall sein sollte. Die Bilder zeigten Menschen, die man in das Wasser hineingesteckt hatte, und die dabei waren, allmählich zu ertrinken.

Auch diese Szene verschwand.

Ich wurde wieder durch zahlreiche Kurven gelenkt, zwangsläufig durchgeschüttelt, sah weitere Dämonen, aber alles wirkte etwas hausbacken im Vergleich zu den topmodernen Geisterbahnen, in denen das dreidimensionale Auftauchen eines Monsters schon verdammt echt wirkte.

Meine Gedanken drehten sich auch um die Medusa. Noch hatte ich von ihr nichts gesehen, und allmählich stellte ich mir die Frage, ob sie überhaupt erscheinen würde. Möglicherweise befand ich mich auf dem falschen Weg, das alles war möglich.

Ich beschäftigte mich bereits mit den Gedanken, daß es irgendwann mal wieder abwärts gehen mußte, als dies schon eintrat.

Der kleine Wagen kippte nach vorn weg.

So stark, daß ich mich unwillkürlich am Haltegriff festklammerte. Ich hatte für einen Moment das Gefühl, in einen tiefen, endlos erscheinenden Schacht zu fallen, denn es gab kein Licht auf dem Weg nach unten. Der Fall wurde abgebremst, die Fahrt in die Dunkelheit ging nicht zu schnell, schließlich saß ich nicht in einer Achterbahn. Ich rollte langsam in die Tiefe, es war alles okay, aber mich irritierte die Geräuschkulisse in der Finsternis.

Monstren oder irgendwelche andere schreckliche Gestalten kriegte ich nicht zu Gesicht, dafür war ich umtost von Schreien, die meine Ohren malträtierten.

Es waren Laute, die störten, die Angst einflößten. Schrille Laute jammernde und flehende, ein akustischer Wasserfluß, der nicht zu stoppen war.

Ich glitt hinein, fuhr tiefer, tauchte in den abwärts führenden, lichtlosen, von Schreien erfüllten Tunnel. Es war die schlimmste Strecke der Geisterbahn, gewissermaßen das Finale, in dem die Besucher noch einmal aufgeputscht wurden.

Es ging auch nicht schnell. Immer wieder bremste der Wagen ab, und ich wurde jedesmal durchgeschüttelt.

Die Schreie blieben, die Dunkelheit zunächst auch, aber ich sah vor mir den Grauschleier.

Licht, vergleichbar mit Nebel, zumindest war es nicht klar. Sehr grau, trotzdem schimmernd, und plötzlich zog sich der Nebel auch wieder zurück.

Das Licht blieb.

Ich fuhr darauf zu - und sah, wie von der rechten Seite her sich eine Gestalt aus der dort lauernden Dunkelheit in das graue Licht hineinschob. Eine Frau, auf deren Kopf sich etwas bewegte.

Die Medusa!
Wer sie anschaut, wird zu Stein! Das schoß mir wahnsinnig schnell durch den Kopf, und ich schloß rasch die Augen…

***

Jane Collins hatte einen trockenen Hals bekommen. Sie sah diesen Valendy nicht, aber sie wußte, daß sie in einer Falle steckte, was er ihr auch mit einer triumphierend klingenden Stimme erklärte.
»Mein Kabinett ist geschlossen, Miß Collins. Wir sind jetzt allein, denn die letzten Besucher haben soeben den Ausgang erreicht. Wir sind jetzt die einzigen - noch, aber ich versichere Ihnen, daß sie bald hier erscheinen wird.«
Er hatte den Namen nicht ausgesprochen, doch Jane wußte, wer gemeint gewesen war.
Es gab nur eine Möglichkeit.
Medusa!
Die Frau mit den Schlangenhaaren, bei deren Anblick Menschen versteinerten.
Auch die Living Dolls?
Jane Collins schaute gegen den Zauberer, dem sie die Hand zerdrückt hatte. Er blutete nicht, er schrie nicht, er hatte es einfach hingenommen, und Jane mußte davon ausgehen, daß mit den anderen Figuren das gleiche passieren würde.
Wer waren sie?
Waren es Menschen, waren es Figuren, oder waren sie etwa halb Mensch und halb Figur?
Die Antwort würde sie sich selbst kaum geben können, das mußte sie einfach Valendy überlassen.
Der dachte nicht daran, sie zu fragen. Geschützt durch die Dunkelheit blieb er im Hintergrund und wunderte sich nur über Janes Schweigsamkeit.
»Warum sagen Sie nichts?«
»Ich bin überrascht!«
Valendy lachte im Dunkeln. Es hörte sich an, als würde dort ein Geist stehen. »Das kann ich mir denken, die meisten sind überrascht. Mich aber hat es geärgert, daß sie einen meiner Lieblinge zerstört haben. Das fand ich gar nicht so gut.«
»Wer ist er?«
»Raten Sie!«
»Ein Mensch?«
»Auch.«
»Eine Figur.«
»Ebenfalls.«
»Also beides.«

»Ja, Miß Collins, ja. Sie haben es wunderbar erraten. Sie sind ein Phänomen, sie sind beides. Sie schweben auf der Kippe. Sie wissen nicht, wie sie sich entscheiden sollen. So existieren sie eben als Mensch und als Figur.«

»Kein Blut - nicht wahr?«

»Richtig.«

»Auch keine Knochen, kein Fleisch, keine Muskeln, keine Sehnen, was immer zu einem Körper gehört.«

»Es ist alles vorhanden«, erklärte Valendy. »Nur eben in einer anderen Form. Aus der Physik sollten Sie wissen, daß nichts verlorengeht. Man bringt gewisse Materie nur in einen anderen Zustand, und das wiederum ist mir gelungen.«

Jane schüttelte den Kopf. »Ihnen oder einer anderen Person?«

Er lachte wieder. »Gut, sehr gut. Wen meinen Sie?«

»Das wissen Sie schon. Medusa, die Person mit dem Schlangenhaupt, eine der Gorgonen-Schwestern.«

»Ho!« lobte er aus dem Dunkel hervor. »Sie kennen die griechische Mythologie?«

»Kaum, Mr. Valendy, aber für Sie reicht es aus, denke ich mal.«

»Sehr schön.«

»Wo ist sie?« fragte Jane. Sie war direkt geworden. Sie wollte es jetzt endlich wissen. Viel zu lange hatte sie schon gewartet und sich mit diesem Typ unterhalten. Auch wollte sie ihn sehen. Wenn er weiterhin im Dunkeln blieb, war er ihr zu schwammig. Jane trug eine Waffe bei sich. Sie war gewillt, sich zu verteidigen. Zwar würde sie kaum gegen die Medusa etwas ausrichten können, aber gegen Valendy. Möglicherweise konnte sie ihn auch als Druckmittel gegen die Gorgone einsetzen.

»Noch ist sie nicht hier.« Valendy antwortete und dachte gar nicht daran, seinen Platz in der Dunkelheit irgendwo zwischen dem Licht zu verlassen. »Sie hat sich einfach zurückgezogen, weil noch eine andere Aufgabe auf sie wartet. Aber sie wird rechtzeitig genug hier erscheinen, Miß Collins, glauben Sie mir.«

»Bestimmten Sie das?«

»Ja!«

Die Sicherheit dieser Antwort hatte Jane Collins nachdenklich gemacht.

Sie hatte sich angehört, als wäre dieser Valendy so etwas wie der Chef der Medusa. »Sie gehorcht ihnen also?« Jane stellte die Frage so, als wüßte sie Bescheid und bekam auch die Bestätigung.

»Natürlich gehorcht sie mir. Sie tut alles, was ich will. Sie ist einfach wunderbar.«

»Warum ist das so?«

»Weil ich ihr Herr bin.«

»Ein Mensch ist der Herr über eine Sagengestalt.« Jane schaffte ein Lachen. »Pardon, aber das kann ich nicht glauben. Das müssen Sie mir wirklich erklären.«

»Sie werden sich wundern, Miß Collins, das mache ich sogar, denn wir haben Zeit genug. Schließlich sollen Sie wissen, wie und weshalb Sie in mein Kabinett aufgenommen werden.«

»Das war aber bei den anderen Opfern nicht der Fall?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Es liegt einfach an mir. Sie haben mir nichts bedeutet, im Gegensatz zu Ihnen. Ich finde Sie interessant. Sie sind mir zwar nicht ebenbürtig, aber schon eine Gegnerin, und mir macht es einfach Spaß, mich mit meinen Feinden zu messen. Besonders mit Ihnen, Miß Collins. Ich habe schon bei unserer ersten Begegnung gespürt, daß Sie etwas Besonderes sind und sich nicht so einfach ins Bockshorn jagen lassen.«

»Bleiben Sie bei der Sache!«

»Ich bin dabei.«

»Wie war das mit der Medusa?«

Victor Valendy lachte wieder. »Das ist ganz einfach, aber ich möchte Sie zuvor berichtigen. Es ist nicht die Medusa, wie wir sie kennen. Ich bezeichne sie einfach als Medusas Tochter. Ja, Vera Valendy ist Medusas Tochter!«

Jane schwieg für einen Moment. Es wollte ihr nicht richtig in den Sinn. »Moment mal, irgend etwas läuft da schief. Wie kann sie Medusas Tochter sein, wenn sie auch Ihre Tochter ist? Das würde bedeuten, daß Sie und die legendäre Medusa eine Verbindung eingegangen sind. Und dies will mir nicht in den Sinn.«

»Sie denken gut«, erklärte Valendy lachend, »aber falsch. Ich bin ein weit gereister Mensch, Miß Collins. Ich bin viel im Südosten Europas unterwegs gewesen. Da hat mich Griechenland immer besonders interessiert. Wissen Sie eigentlich, wie viele Inseln es in der Ägäis gibt, Miß Collins?«

»Nein, weiß ich nicht.«

»Es sind eine Menge, auch ich kenne die genaue Zahl nicht. Aber ich habe die Inseln abgefahren. Ich war auf der Suche nach etwas Besonderem. Und ich kann Ihnen sagen, Miß Collins, daß es dieses Besondere gibt. Sie spüren oft genug den Atem der Vergangenheit und des Unheimlichen, der über diese Inseln hinwegweht. Sie merken, daß dort etwas festsitzt, das uralt ist und auch noch weitere Zeiten überleben wird. Man hat es nicht zerstören können. Es ist etwas geblieben, und das habe ich bemerkt. Je öfter ich die Inseln besuchte, um so stärker wurde es mir bewußt. Griechenland und seine Geschichte sowie seine Mythologie faszinierten mich. Ich war auf der Suche, und ich wußte, daß ich etwas finden würde. Da war ich mir

ganz sicher, Miß Collins.«
»Sie haben Medusa gefunden!«
»Ihre Tochter.«
»So nennen Sie die Person.«
»Ja, ich fand sie. Wir wollen uns nicht über Begriffe streiten. Ich habe sie in einer Höhle oder besser gesagt in einem Felsspalt entdeckt. Sehr tief unten, am Grund, in den Fels gehauen, aber lebend und trotzdem unbeweglich.«
»Sie haben diese Person befreit.«
»Ja, ich stieg zu ihr hinab. Sie konnte mich nicht anschauen, ich konnte sie aber anschauen, denn ihre Haare bewegten sich nicht. Ich sah sie durch den Stein hindurch, der an dieser Stelle wie Glas wirkte. Und ich wußte, daß ich am Ziel stand. Ich fing damit an, sie zu befreien, wobei ich sehr vorsichtig zu, Werke ging, denn ich kannte den Fluch. Wenn sie erwachte und mich anschaute, war ich verloren. Als ich sie endlich in mühevoller Arbeit befreit hatte, da hatte ich mir auch den Spiegel zurechtgelegt, um kein Risiko einzugehen. Aber es war nicht nötig. Sie sprach zu mir wie eine normale Frau. Sie war mir dankbar, daß ich sie befreit hatte. Sie wollte von nun an bei mir bleiben und ihre Kraft in meine Dienste stellen. Ich überlegte, wie ich sie einsetzen konnte. Zudem wußte ich nicht, ob die Menschen bei ihrem Anblick zu Stein wurden. Sie wurden es. Bei einem Hirten auf einer Nachbarinsel unternahmen wir den Versuch. Er versteinerte. Von nun an war mir klar, welch eine Macht ich in den Händen hielt.« Seine Stimme nahm an Lautstärke zu. Er konnte den Triumph nicht mehr unterdrücken. »Ich nahm sie mit nach Europa, und ich ging unter das fahrende Volk. Ich baute mir mit ihrer Hilfe mein Geschäft auf. Sie haben die Living Dolls selbst erlebt…«
»Dann sind diese Figuren also keine Menschen mehr?« flüsterte Jane, die sich nicht zurückhalten konnte.
»Richtig.«
»Sie sind Zwitter - oder?«
»Ja, halb Mensch, halb Stein. Sie existieren, aber sie leben nicht. Sie können sich bewegen, aber sie können stundenlang stehen, ohne sich zu rühren. Veras Kraft ist ungewöhnlich. Sie kann Menschen völlig versteinern, sie auf der anderen Seite auch in einen Zustand bringen, wie Sie meine Freunde hier erleben. Das hat sie der echten Medusa voraus. Ich behaupte, daß sie sogar noch besser und stärker ist. Zumindest variantenreicher, Miß Collins.«
»Das habe ich begriffen. Aber ich stehe trotzdem vor einem Rätsel. Es betrifft die Vergangenheit dieser Person. Wie ist sie zur Medusa geworden? Es muß doch einen Grund gegeben haben?«
»Den gab es.«
»Dann sagen Sie ihn.«

Valendy lachte. »Sie wollen wohl alles immer sehr genau wissen, nicht wahr?«

»Das ist meine Eigenschaft.«

»Gut, ich will Ihnen etwas über die griechische Mythologie erzählen. Es gab die drei Fabelwesen mit den Schlangenhäuptern, die Gorgonen genannt wurden. Nach Hesiod waren es Schwestern. Stheno, Euryale und die sterbliche Medusa. Behütet wurden sie von ihren älteren Schwestern, deren Namen hier keine Rolle spielen. Wichtig ist, was ich vorhin sagte. Die Medusa ist sterblich. Vielleicht hat sie deshalb die Künstler immer wieder fasziniert, besonders in der Renaissance sind Gemälde von ihr überliefert worden. Die beiden Schwestern gerieten in Vergessenheit, aber bei den Fachleuten lebten sie weiter. Sie waren ebenso einmalig wie die Medusa, denn sie haben überlebt. Sie sind nicht sterblich, und sie haben tatsächlich etwas hinterlassen, nämlich meine Vera.«

»Wann?« fragte Jane, die es hinnahm, was ihr Valendy gesagt hatte. »Wie alt ist Ihre Vera? So alt wie die Sagen?«

»Nein. Jünger.«

»Haben Sie eine Antwort bekommen?«

»Ja, ich fragte sie. Erinnern konnte sie sich nicht, aber sie war nicht lange versteinert. Sie muß eine der beiden Schwestern oder zumindest deren Geister oder deren Magie auf dieser kleinen Insel getroffen haben, und deshalb geriet sie in deren Bann. Ob als Bild, als Figur oder als lebendige Person, ich weiß es nicht genau. Für mich ist nur wichtig, daß sie existiert und sich die Voraussagen der alten Mythologien erfüllen. Sie war wie ich eine Sucherin, aber sie wurde versteinert, doch die Gorgonen erklärten ihr, daß ein Befreier erscheinen würde, und dieser Mann bin ich gewesen. Einige Jahre, so denke ich, ist Vera schon im Fels gefangengehalten worden, doch was zählt das schon, wenn man bedenkt, daß sie ein fast ewiges Leben hat. Für mich war sie der große Wink des Schicksals. Ich habe sie herausgefordert, und sie steht auf meiner Seite. Ich habe sie auch Medusas Tochter genannt.«

»Ja, sie hat getötet.«

»Sicher.«

»Immer dort, wo sie gerade gastiert haben, hinterließ Ihre Medusa die grausamen Spuren. Menschen wurden zu Stein, und man hat sie heimlich begraben oder einfach nur versteckt. Es ist eine grausame Spur, die einmal auffallen mußte.«

»Hat man Sie deshalb geschickt?«

»So ist es, Mr. Valendy. Man hat mich engagiert, um die Mordfälle aufzuklären. Ich bin Detektivin, und ich habe tatsächlich die Spur gefunden.«

»Ja, das haben Sie.« Valendy jubelte die Antwort beinahe. »Aber es

wird Ihnen nichts mehr nutzen, denn Sie werden zu ihren Opfern gehören. Ich reihe Sie ein in mein Kabinett. Für Sie wird es ebensowenig eine Rückkehr in die Normalität geben wie für meine Freunde hier, mit denen ich über Land ziehe. Ich habe mir auch schon ein Versteck ausgesucht, wo ich den langen Winter verbringen werde. Mein Findelkind, meine Freunde und ich werden uns dort wohl fühlen. Die Serie der Taten wird abreißen, aber im nächsten Jahr wird sie wieder beginnen, das kann ich Ihnen versprechen, und Sie werden das Vergnügen haben, dabeizusein. Ist das nicht etwas Außergewöhnliches?«

Das mochte in Valendys Sinne so sein. Jane sah es anders. Das Gespräch hatte ziemlich lange gedauert, aber die gesamte Zeit über war Victor Valendy in der Dunkelheit geblieben. Nicht einen Finger hatte Jane von ihm sehen können. Sie dachte an ihre Waffe und fragte sich, ob es Sinn hatte, wenn sie die Pistole zog und dorthin schoß, wo sie den Mann vermutete.

Nein, es wäre dumm gewesen.

Sie stand im Licht, nicht er. Jane konnte sich auch vorstellen, daß Victor Valendy bewaffnet war und eine falsche Bewegung entsprechend beantworten konnte.

Noch war Vera nicht da. Solange sie dieses Wesen nicht anschauen mußte, hatte sie noch eine Chance.

Dabei fühlte sich Jane selbst beinahe wie eine Steinfigur. Ihr war kalt geworden.

Valendy aber lachte. »Ich merke, wie Sie überlegen, Jane. In Ihrem Kopf überschlagen sich die Gedanken, das kann ich verstehen. Ich will Sie auch nicht länger mit meinen Worten quälen, ich werde Sie jetzt allein lassen, denn ich ziehe mich zurück. Gesellschaft haben Sie. Meine Freunde sind da, und Vera wird ebenfalls bald erscheinen. Lassen Sie sich noch eines sagen, Jane. Sie haben sich nicht gerade gut eingeführt. Sie haben dem Zauberer etwas genommen, und ich will Sie noch einmal daran erinnern, daß die Living Dolls nicht nur Figuren sind. Sie sind von beidem etwas. Manchmal können Sie auch hassen. Viel Spaß, Jane…«

Es waren seine letzten Worte. Jane rief zwar noch etwas hinter ihm her, aber er hörte nicht. Es war innerhalb der Dunkelheit verschwunden, und dann hörte Jane, wie eine Tür mit lautem Knall ins Schloß fiel. So laut, als wäre ein Schuß gefallen.

Danach war Ruhe.

Eine Stille, die ihr nicht gefiel. Sie dachte noch einmal über die Erklärungen des Mannes nach, und wieder wurde ihr klar, daß die Geschichten nicht nur Lügen waren. Ein Körnchen Wahrheit steckte immer dahinter, Jane hatte es erleben müssen.

Noch war Medusas Tochter nicht zu sehen. Dafür standen die Living

Dolls vor ihr.

Halb Mensch, halb versteinert. Opfer einer teuflischen Magie und sicherlich darauf bedacht, sich an einem normalen Menschen zu rächen. Jane trat einige Schritte zur Seite. In der Mitte zwischen zwei Lichtinseln, wo es dunkel war, blieb sie stehen. Es war ein guter Platz, sie hatte alles im Blick.

Als die Besucher das Kabinett betreten hatten, da hatten sich die Gestalten nicht bewegt.

Das änderte sich.

Es verging nicht mal eine Minute, als sie das Versprechen ihres Meisters in die Tat umzusetzen begannen. Sie bewegten sich gemeinsam, und sie drehten sich so, daß sie Jane Collins anschauen konnten.

Die Detektivin wußte, daß es jetzt um ihr Leben ging!

***

Sie war da - die echte!

Und ich rollte auf sie zu, wobei ich die Augen geschlossen hielt, um nicht zu Stein zu werden!

Hatte ich sie zu spät geschlossen?

Spürte ich bereits die Veränderung in meinem Körper? Es konnte auch an der Einbildung liegen, daß ich mich so starr fühlte. Ich kam mir zudem verdammt hilflos vor. Eine Fahrt mit geschlossenen Augen auf ein Ziel zu, das ich nicht ansehen konnte! Sie hielt alle Vorteile in der Hand. Sie würde mich töten, ohne daß ich mich dagegen wehren konnte, weil ich sie nicht ansehen durfte.

Die Fahrt ging weiter.

Langsam, aber trotzdem schnell, zu schnell für mich. Meine Gedanken jagten sich. Ich hätte mir ein Schwert gewünscht, aber ich besaß nur die Beretta und das Kreuz.

Beides richtete nichts gegen sie aus. Wie sollte es enden?

Ich dachte an den Spiegel. Es war nur ein Rasierspiegel, in diesem Fall aber meine letzte Hoffnung.

Zudem war es dort, wo sich die Medusa aufhielt, hell, da würde ich sie dann in der Spiegelfläche sehen können, aber das Schwert, mit der ich ihr den Kopf abschlagen konnte, das gab es nur in meinem Traum.

Für mich war es am schlimmsten, daß ich aus eigener Kraft die Fahrt nicht beenden konnte. Ich befand mich in der Hand einer für mich jetzt lebensbedrohenden Technik und wußte, daß das Ziel in wenigen Sekunden erreicht sein würde.

Der Spiegel glitt zwischen meine Finger. Die Hand war feucht durch den Schweiß. Ich stand innerlich unter Druck, aber ich würde es schaffen, ich mußte es schaffen, ich machte mir selbst Mut und konzentrierte mich auf die Fahrt.

Es ging nicht mehr so steil bergab. Es war nur mehr ein schwaches Gefälle zu spüren.
Mit geschlossenen Augen brachte ich den Spiegel so hoch, daß er sich vor meinem Gesicht befand.
Dann riskierte ich es.
Ich öffnete die Augen - und schaute in den Spiegel!

***

Mein Herz klopfte trotzdem fast zum Zerspringen. Die Echos hämmerten gegen die Rippen. Noch immer bestand die Gefahr, daß ich zu Stein wurde, aber ich sah mein eigenes Gesicht, nur mein Gesicht, und ich konnte es deshalb sehen, weil der Wagen und ich durch das hellere Licht glitten.
Genau hier mußte die Medusa gestanden haben. Nur sah ich sie diesmal nicht.
Ich riskierte es, den Spiegel leicht zu kippen, und zwar zur linken Seite hin, damit ich nach rechts schauen konnte, denn aus dieser Richtung war sie wohl aufgetaucht. So genau wußte ich es nicht. Es war schon ein Risiko, das ich einging, und plötzlich sah ich sie im Spiegel. Nicht sehr klar, leicht zitternd und verschwommen, was auch daran liegen konnte, daß sich die Medusa selbst bewegte.
Sie wirkte auf mich kindlich und scheußlich zugleich.
Ich kannte die Bilder der Medusen, aber damit hatte die Person hier nichts gemein. Sie sah eher aus wie eine Person, die sich in dem Alter zwischen Mädchen und Frau befand.
Sie trug ein graues Kleid oder Gewand. Ich hatte sie bisher nur aus der Ferne sehen können, als einen huschenden Schatten, aber die Kleidung hatte sie nicht gewechselt.
Ihr Gesicht war glatt, es war auch blaß und bleich, und es war nur bis zur Stirn normal.
Darüber wirkte der Kopf wie aufgerissen. Und aus dieser Höhle hervor krochen die Schlangen. Widerlich anzusehen. Sie wirkten wie bleiche, dicke Würmer. Sie stachen in die Höhe, sie waren dabei nicht starr, sondern zuckten von einer Seite zur anderen, wobei sich die kleineren Schlangen heftiger bewegten als die größeren.
Es war auch keine echte Medusa, denn ihr Kopf war nicht gespalten oder aufgeschnitten wie dieser hier. Sie hatte keine normale Gehirnmasse mehr, ihren Platz nahmen die Schlangen ein.
Es war ein widerlicher Anblick, der sich im Spiegel zeigte, der jedoch plötzlich verschwand, als der Wagen plötzlich an Geschwindigkeit gewann.
Die Medusa blieb zurück. Ich gelangte wieder in einen Tunnel hinein, der direkt zum Ausgang hinführte, denn ich sah bereits den Lichtspalt an der Schwingtür.

Noch einmal hörte ich ein schauriges Lachen. Zum letztenmal wischte etwas Feuchtes über meinen Kopf hinweg, tanzten plötzlich Fledermäuse vor mir, aber das alles gehörte zum gruseligen Spaß der Geisterbahn, nicht aber die Medusa.

Der Wagen rammte die Türen.

Sie klappten auf, und eine scharfe Linkskurve drückte mich in die rechte Wagenhälfte.

Noch ein Schuß, dann erfolgte der Stopp!

Ziemlich abrupt. Zudem hatte ich mich nicht darauf vorbereitet. Ich kippte nach vorn, hielt mich fest und war trotzdem etwas durcheinander, denn ich konnte noch nicht richtig nachvollziehen, daß ich dieser Hölle entwischt war.

Ich lebte, und ich hielt den Spiegel in der Hand, wobei ich zunächst einmal sitzenblieb.

»He, Mister.« Ein Helfer turnte heran. »Wollen sie noch mal fahren oder aussteigen?«

»Aussteigen«, murmelte ich, drückte mich hoch und kletterte aus dem Wagen, wobei ich einen Blick zum Ausgang hin warf, dort aber keine Medusa entdeckte.

Sie war mir nicht gefolgt.

»Haben Sie sich rasiert?« fragte mich der junge Mann.

»Warum?«

Er deutete auf den Spiegel.

»Ach so, ja. Ich fand ihn zufällig in meiner Tasche.« Schnell steckte ich ihn wieder ein.

»Oder wollten Sie die Monster doppelt sehen?«

»Auch das.«

Er schüttelte den Kopf. »Komische Typen gibt es.«

Ich kümmerte mich nicht um ihn. Von der Rampe sprang ich nach unten. Vor der Geisterbahn blieb ich stehen, atmete tief durch und merkte sehr wohl, wie stark ich in den Knien zitterte. Es gab nichts daran zu rütteln, es war haarscharf gewesen. Ich hatte eben wahnsinniges Glück gehabt, dieser Person entwischt zu sein.

Aber es ging weiter.

Mich hatte sie nicht erwischt, und ich dachte natürlich an Jane Collins, mit der ich mich hatte treffen wollen. Von ihr war nichts zu sehen gewesen, auch jetzt entdeckte ich sie nicht, obwohl ich im Zentrum dieser kleinen Kirmes stand.

Automatisch richtete ich mein Augenmerk auf das Kabinett des Victor Valendy.

Im ersten Moment wunderte ich mich darüber, daß er keinen Zulauf hatte. Niemand war an die Kasse herangetreten, um sich eine Karte zu kaufen. Normal war es nicht, denn an allen Buden und Karussells herrschte Betrieb.

Ich ging auf die große Bude zu und entdeckte schon sehr früh das Schild außen vor der Kasse.

VORÜBERGEHEND GESCHLOSSEN!

Das sprach Bände. Wie konnte es sich jemand leisten, seine Attraktion zu schließen und auf Einnahmen zu verzichten? Die Antwort lag auf der Hand. Er konnte es nur dann, wenn er etwas anderes, sehr Wichtiges vorhatte. Und dieser Valendy stand, das wußte ich auch, in einer gewissen Verbindung zu dieser Medusa.

Er und sie.

Und als dritte Zahl kam noch jemand hinzu - Jane Collins nämlich.

Ich brauchte nur eins und eins zu addieren, um zu einem Ergebnis zu gelangen.

Da ich Jane bisher nicht im Freien entdeckt hatte, gab es nur die Möglichkeit einer mehr oder minder freiwilligen Gefangennahme.

Wo?

Ganz einfach. Bei Victor Valendy. Ihm würde ich trotz seines geschlossenen Geschäfts einen Besuch abstatten…

***

Jane überlegte, wie sie sich gegen die sechsfache Übermacht zur Wehr setzen konnte.

Keiner von ihnen stand mehr starr auf seinem Podest. Sie alle waren in Bewegung geraten. Sie hatten sich gestreckt, als wollten sie ihre versteinerten Muskeln straffen. Sie waren dann mit langsamen Bewegungen von ihren Erhöhungen gestiegen, um sich anschließend ebenfalls mit einer provozierenden Langsamkeit zu bewegen, als wollten sie Jane damit erklären, daß sie ihnen doch nicht entkommen konnte.

Jane war nicht untätig geblieben. Sie wollte nicht unbedingt gejagt werden und war dorthin gelaufen, wo sie über die kleine Treppe hinweg in den Bereich des Eingangs gelangen konnte. Zwar hatte sie dort den Knall der zufallenden Tür vernommen aber nicht das Drehen eines im Schloß steckenden Schlüssels gehört.

Sie lief hin, fand auch die Tür, aber es hatte keinen Sinn, die Klinke zu drücken.

Der Ausgang war versperrt.

Jane geriet nicht in Panik. Für einen Moment blieb sie an der Tür stehen und überlegte. In ihrer Umgebung war es sehr still geworden, aber hinter dem Rücken hörte sie die Tritte der Living Dolls.

Die Wesen - eine Mischung aus Stein und Mensch - würden nicht aufgeben. Wenn sie in ihre Gewalt geriet, würden die Wesen sie mit ihren Kräften zerreißen.

Jane drehte sich um und zog dabei ihre Waffe aus der Umhängetasche hervor.

Kugeln gegen die Living Dolls!
Reichten sie?
Jane ging so weit vor, bis sie den Beginn der Treppe erreicht hatte. Genau an diesem Platz blieb sie stehen. Es war ein guter Ort, denn sie stand über den Living Dolls, die sich zusammengerottet hatten und allesamt in ihre Richtung schauten.
Der Zauberer ging an der Spitze. Ihm folgte eine Tänzerin, die so bleich wie Kreide aussah.
Es hatte keinen Sinn, sie anzusprechen, das wußte Jane Collins genau. Es gab nur eine Chance.
Sie schoß.
Der Zauberer war nicht zu übersehen, und das Geschoß aus Janes Astra hämmerte in seine Brust.
Geweihtes Silber, das Dämonen zerstörte, und sie hoffte, daß es auch hier der Fall war.
Für einen Moment stoppte der Zauberer. Seine Arme zuckten hoch wie die eines Techno-Tänzers.
Er preßte seine Hände gegen die Brust, wo ihn die Kugel erwischt hatte und sich jetzt ein Loch befand. Aber er ging trotzdem weiter.
Die Treppe lag dicht vor ihm. Er setzte den Fuß auf die erste Stufe. Jane hörte einen dumpfen Klang, als hätte jemand einen Gong geschlagen, um die Zeit ihres Todes anzukündigen.
Die zweite Stufe…
Wieder dieser Gong.
Die dritte.
Dann handelte Jane.
Ein Schrei löste sich aus ihrem Mund, als sie es mit einem Tritt versuchte. Noch stand der Zauberer günstig, und es war ihr auch egal, ob sie gegen Stein trat oder nicht.
Sie erwischte das Kinn der Gestalt, spürte selbst den Schmerz beim Aufprall, aber die lebende Puppe kippte zurück. Sie schlug sogar noch auf die Kanten der beiden letzten Stufen, und das nachfolgende Krachen und Brechen war Musik in ihren Ohren.
Der Zauberer wurde durch die Wucht des Aufpralls zertrümmert. Jane sah mit an, wie er seinen Kopf verlor. Er rollte ein Stück zur Seite, und auch am Körper zeigten sich die ersten Risse, die rasch breiter wurden.
Der Zauberer stand nicht mehr auf!
Jane hatte einen ersten Sieg errungen. Es tat ihr wahnsinnig gut. Sie atmete durch, ihre Augen funkelten, dieser Erfolg hatte wieder Hoffnung in ihr hochsteigen lassen, und sie wußte, daß sie weiterkämpfen mußte. Noch waren es fünf, eigentlich zu viele. Wenn möglich wollte sie sich einen nach dem anderen vornehmen.
Die Figuren hatten die Köpfe gedreht. Sie schauten auf ihren

kopflosen Artgenossen und erweckten für einen Moment den Eindruck, als kämen sie damit nicht zurecht.

Leider gaben sie nicht auf.

Sie teilten sich wieder.

Ein Mann, der aussah wie ein Bischof oder Mönch, kam auf Jane Collins zu.

Wieder hob sie die Waffe.

Diesmal zielte sie gegen das Gesicht.

Der Schuß!

Ein Treffer.

Die geweihte Silberkugel hatte die Gesichtsmitte getroffen und einiges darin zerstört.

Die Gestalt stand, aber Jane rammte sie mit beiden Händen. Die lebende Puppe fiel zurück. Sie schlug schwer mit dem Kopf auf, und dieser Aufprall war wie ein Hammerschlag.

Der Kopf zerbrach in zahlreiche Stücke. Jane hatte es nur mehr mit vier Gegnern zu tun, und sie wollte sich die nächste Figur vornehmen, als sie mitten in der Bewegung stoppte.

Zuerst hatte sie das Rauschen gehört. Wo sich die Lautsprecher befanden, sah sie nicht, aber nach dem Rauschen hörte sie eine Stimme. Es war Valendy, der mit ihr sprach.

»Ich habe dich tatsächlich unterschätzt, Jane Collins. Du läßt dich nicht so leicht fertigmachen. An dir kann sich mancher Mann ein Beispiel nehmen. Doch jetzt ist deine Zeit vorbei. Ich wollte dir nur sagen, daß sie gekommen ist. Medusas Tochter ist eingetroffen, und sie freut sich bereits auf dich…«

Es folgte ein derart hämisches Gelächter, daß Jane Collins der Atem stockte und sich ihr Rücken anfühlte, als wäre er in Eis getaucht…

***

Geschlossen!

Dieser Begriff hämmerte durch meinen Kopf, und er hatte mich auch verdammt wütend gemacht.

Ich kannte meinen Gegner nicht, aber ich wußte, wo ich ihn fand.

In dem Kabinett hatte er sich versteckt. Er war allein mit seinen Monstren, und bestimmt befand sich auch Jane Collins unter ihnen. Am normalen Eingang war nichts zu machen. Ich würde an der Rückseite nachschauen müssen, ob es dort eine Chance gab. Den normalen Ausgang vergaß ich, die Mühe lohnte nicht. Sicherlich gab es aus sicherheitstechnischen Gründen noch einen Notausgang.

Dessen Tür war zumeist so gebaut, daß sie leichter aufgebrochen werden konnte.

Ich spürte eine innerliche Zerrissenheit und Spannung. Es war einfach das Gefühl, daß es auf jede Sekunde ankam. Wenn ich die Zeit

vertrödelte, war Jane verloren.

Als ich die Rückseite des Kabinetts erreichte, rutschte mir zunächst ein Fluch über die Lippen, denn meine Füße sanken in einen schlammigen Boden ein. Das Gras war hier plattgetreten worden. Links von mir standen die Energie-Aggregate, die den Strom lieferten. Die Verbindungskabel lagen wie tote Schlangen auf dem Boden, und sie wiederum erinnerten mich an die Medusa.

Und dann sah ich den Mann.

Er hatte mich im selben Augenblick gesehen, drehte sich und hob die schwere Eisenstange hoch, die er mit beiden Händen umklammert hielt. Es war nicht Valendy. Ich schaute in Josh Parkers Gesicht.

Ich hatte ihn bisher nur auf der Rampe seiner Losbude gesehen und noch kein Wort mit ihm gesprochen.

Mißtrauisch beäugte er mich und rief: »Bleiben Sie stehen!«

Ich tat ihm den Gefallen und fragte ihn zugleich: »Sind Sie Josh Parker?«

»Das bin ich.«

»Jane Collins erzählte mir von Ihnen.«

»Dann müssen Sie John Sinclair sein!«

»Richtig.«

Der weißhaarige Mann wirkte plötzlich erleichtert. Er wußte aber nicht, was er sagen sollte, deshalb half ich ihm über die Verlegenheit hinweg und stellte ihm eine Frage. »Was tun Sie hier?«

»Ich suche Jane und will die Tür aufbrechen. Da stimmt etwas nicht. Victor Valendy hat noch nie zu früh geschlossen. Ich denke daran, daß ihm Jane in die Falle gegangen ist.«

Er unternahm nichts, als ich näherkam. In der Tat existierte noch eine dritte Tür. Sie war ziemlich schmal, sah auch nicht sehr stabil aus und diente eher als Fluchtweg.

»Damit schaffe ich es!« sagte er und hielt die Stange noch höher.

»Das glaube ich Ihnen. Eine andere Frage. Haben Sie die Medusa gesehen? Die echte, meine ich?«

»Nein!«

»Ich aber.«

Parker erschrak. »Wo?«

»In der Geisterbahn!«

Er schloß für einen Moment die Augen. »Dann können wir davon ausgehen«, sagte er später, »daß sie gar nicht hier in dieser verdammten Bude zu finden ist?«

»Ich weiß es nicht. Zumindest hat sie genügend Zeit gehabt, den Weg zurückzulegen.«

»Wenn Sie das sagen, Mr. Sinclair…«

Wir hörten die dumpfen Geräusche, deren Echos durch das Holz des Kabinetts wummerten.

Das waren Schüsse!
»Schlagen Sie!« rief ich Parker zu. »Los, hämmern Sie die verdammte Tür endlich auf…«

***

Vera Valendy wußte, was sie zu tun hatte. Dieser Mann war ihr entwischt. Sie wußte, daß er gefährlich war, denn das hatte sie bereits im Wald gespürt. Da war er ihr zwar nicht zu nahe gekommen, aber er hatte keine Furcht gezeigt, und in der Bahn hatte er sich raffiniert verhalten.
Ein Spiegel! Ein verfluchter Spiegel! Ihr Gesicht verzerrte sich, als sie im Dunkeln durch die Geisterbahn auf einen bestimmten Ausgang zuhuschte, der nur wenigen bekannt war. Zumindest nicht dem Publikum. Bevor sie den Bau verließ, in dem weiterhin die Schreie tosten und Besucher sich erschrecken ließen, band sie das Tuch von ihrer Hüfte los und bedeckte damit ihren Kopf.
Sie wollte nicht, daß sie auf dem Weg zu ihrem »Vater« in ihrer Urform gesehen wurde. Die Schlangen wurden verdeckt, und die wenigen Schritte würde das Tuch schon halten. Außerdem mußte sie schneller sein, als dieser Mann.
Vera zerrte die Tür auf.
Niemand sah sie.
Auch dann nahm kaum einer von ihr Notiz, als sie einen Bogen schlug und sich dem Kabinett von der Seite her näherte, an der der Ausgang für die Besucher lag.
Sie benutzte ihn als Eingang, denn dort fand sie auch Victor Valendy vor.
»Endlich bist du da!«
Vera nickte nur und schleuderte das Tuch zu Boden. Valendy schloß die Tür. Er drehte den Schlüssel zweimal herum. Dann schaute er zu, wie im schwachen Licht einer Lampe die Schlangen aus dem geöffneten Kopf der Medusa krochen.
Er lächelte.
Vera lächelte ebenfalls. »Ist sie da?« fragte sie.
»Ja, das ist sie. Du kannst dir ein neues Opfer holen. Es wird eines der wichtigsten sein.«
»Ich gehe dann…« Ihre Augen glänzten plötzlich, und die Schlangen auf dem Kopf bewegten sich wie eine Woge.
Valendy war einverstanden. Er stand in der offenen Tür zu einer extra abgeteilten Kabine. Dort befand sich das Mikro und ebenfalls eine kleine Hi-Fi-Anlage.
»Geh schon«, sagte er, »ich gebe unserer Freundin nur Bescheid. Es macht dir doch Spaß, sie zu jagen - oder?«
Vera nickte und verschwand…

***

Jane wußte nicht, was sie jetzt tun sollte. Victor Valendy hatte ihr erklärt, wie es laufen sollte, und sie konnte sich nicht vorstellen, daß er bluffte.

Medusas Tochter war da. Sicherlich bewegte sie sich irgendwo in den Schatteninseln, die es zwischen den Strahlern gab. Die vier restlichen Gestalten kümmerten sich nicht mehr um sie. Wie Marionetten wären sie wieder zurück auf ihre Plätze gegangen, als hätten sie einen gemeinsamen Befehl bekommen.

Zwei Podeste aber blieben leer.

Sechs Lichtstrahlen fielen nach unten. Sechsmal Helligkeit, und Jane überlegte, ob es ihr nicht möglich war, diese Lichter zu zerstören. Es wäre ihr Vorteil gewesen, denn in der Dunkelheit hätte sie sich verstecken können.

Leider besaß sie nur noch vier Kugeln. Zwei Scheinwerfer würden hell bleiben, das gefiel ihr auch nicht.

Sosehr sie auch überlegte, es waren die anderen Dinge, die sie zum Handeln zwangen.

Von irgendwoher hörte sie Tritte. Jane fiel ein, daß sie noch zu sehr im Licht stand. Sie lief einige Schritte zur Seite, bis sie eine dunkle Stelle erreicht hatte.

Dort ging sie in die Hocke.

Den kleinen Spiegel hatte sie sicherheitshalber hervorgeholt. Als sie ihn in der Hand hielt, da merkte sie, wie klein er tatsächlich war, und sie fragte sich, ob er ihr nutzen würde.

Eine schwache Hoffnung, mehr nicht.

Jane hörte das leise Lachen, dem eine Stimme folgte. Die Frau schickte ihre Worte flüsternd in die Dunkelheit.

»Ich werde dich sehen. Ich werde dich anschauen, und ich werde dafür sorgen, daß du zu Stein wirst.«

Das hätte sie ihr nicht zu sagen brauchen. Jane überlegte, was sie machen sollte, wenn es soweit war. Die Augen sofort schließen, den Spiegel in einem bestimmten Winkel halten…?

Sie wußte es nicht. Sie wußte nicht mal, wo sich die Tochter der Medusa aufhielt.

Sekunden später sah es anders aus. Vera Valendy sah keinen Grund, sich zu verstecken. Sie war bereits tief in das Kabinett hineingegangen, denn sie scheute sich auch nicht, einen Lichtstrahl zu durchschreiten. Die Medusa wollte, daß sie gesehen wurde, denn wer sie so direkt anschaute, der wurde zu Stein.

Aber auch Jane Collins kannte die Regel. Kaum hatte sie den ersten Schatten erkannt, änderte sie sofort ihre Haltung, drehte sich weg und schaute zu Boden.

Sie hielt den Spiegel in der linken Handfläche, sie hörte das leise

Lachen der Medusa und dann die höhnisch klingende Frage: »Willst du mich nicht anschauen? Willst du mein Gesicht nicht sehen?«

Jane schwieg.

»Ich komme zu dir. Warte es ab, ich komme…«

Sie sprach den Satz nicht mehr aus, denn beide hatten die dumpfen Geräusche gehört. Harte, wuchtige Schläge, die an ihre Ohren hallten, so daß selbst Vera nicht mehr weiterging, zumindest hörte Jane die Schrittgeräusche nicht mehr.

Sie kniete noch immer. Sie lauschte den Echos. Und mit jedem wuchs auch ihre Hoffnung.

Nur ließ sich Vera Valendy davon nicht beirren. Sie wollte die Gegnerin vernichten und ging auf Jane zu.

Näher und näher kam sie…

***

Die Tür zitterte unter den Schlägen. Sie federte, sie wollte einfach nicht brechen.

Parker und ich hatten uns mit den Schlägen abgewechselt, bis wir plötzlich das erlösende Knirschen und Brechen hörten.

Sie war offen.

Noch ein Tritt.

Von Parkers Fuß wuchtig geführt, so hart, daß die Tür aufflog und er durch den eigenen Schwung nach vorn getrieben wurde. Hinein in das Kabinett, hinein auch in die Dunkelheit. Er konnte sich fangen und rief mir zu: »Bleiben Sie hinter mir, Sinclair, ich kenne mich hier aus!«

Er wandte sich nach links, denn weiter vor ihm schimmerte eine Lichtquelle. Sie sorgte auch für das Erscheinen eines Umrisses, starr, rechteckig, wie ein kleiner Raum mit Scheiben an den Seiten.

Aber darin bewegte sich jemand.

Es war Valendy, und er hatte genau mitbekommen, was in seiner Nähe passiert war.

Wir hörten seinen wilden Fluch, sahen auch die hektischen Bewegungen, und plötzlich hatte er seine Kabine verlassen.

Ich sah die typische Bewegung eines Mannes, der seine Waffe ausstreckte Und warnte Josh Parker.

Er hörte nicht. Vielleicht war es auch zu spät. Parker war haßerfüllt. Sicherlich dachte er an seinen Sohn, und er hetzte wie ein Irrwisch auf die Kabine zu.

Ich hörte den Schuß und sah das Mündungsfeuer. Im selben Augenblick brach Josh Parker zusammen, als hätte ihm jemand die Beine unter dem Körper weggeschlagen.

Auch Valendy war dies nicht entgangen. Er hatte ihn erwischt und schoß wieder, um auch mich zu treffen.

Ich lag am Boden.

Die Kugel verfehlte, was auch Valendy gemerkt hatte. Schießend bewegte er sich auf mich zu.

Ich feuerte zweimal.

Sehr ruhig hatte ich angelegt. Die erste Kugel streifte ihn nur, brachte ihn aus dem Konzept, die zweite aber traf voll.

Als ich den röchelnden Laut hörte, wußte ich Bescheid. Der Mann torkelte noch, er schoß auch, traf aber den Boden, und als ich auf die Beine kam, kippte er um.

Schwer schlug er auf, blieb liegen, tat nichts mehr, und ich war mit wenigen Schritten bei ihm. Die Waffe hatte er verloren, sein Gesicht zeigte bereits die Starre des Todes.

Ich drehte mich um, denn auch Josh Parker war getroffen worden und lag leblos am Boden.

Auch tot?

»Sinclair… bitte… hol sie raus… hol sie. Ich bin okay, nur angeschossen…«

Wahrscheinlich untertrieb er. Sicherlich brauchte er einen Arzt, aber Jane Collins war jetzt wichtiger. Sie in den Klauen der Medusa zu wissen und sie möglicherweise als Steinfigur vorzufinden, jagte Schauer der Angst in mir hoch.

Wo steckte Jane?

Es gab nur eine Richtung.

Ich mußte nach rechts, eine kleine Treppe hinablaufen, denn dort schimmerten die Lichtstrahlen.

Obwohl es drängte, ließ ich mir zwei, drei Sekunden Zeit. Mein Blick erfaßte die starren Figuren der Living Dolls, und ich sah zwischen ihnen jemand, der sich bewegte.

Vera Valendy, die Medusa!

Ein Königreich für ein Schwert, mit dem ich ihr den Kopf abhacken konnte. Es gab keines, und der schwerverletzte Josh Parker hatte wohl ähnlich gedacht.

»John, die Stange… nimm sie…«

Ich ging noch einmal zurück, nahm die Stange und machte mich endgültig auf den Weg…

***

Jane kniete nicht mehr, sie lag jetzt auf dem Boden, und sie wäre am liebsten in ihn hineingekrochen.

Sie hörte Schüsse wie aus weiter Ferne, aber das alles interessierte sie nicht. Wichtig war die verfluchte Medusa, die näher und näher kam, und Jane Collins spürte, daß die Person sie erreicht hatte.

Vera blieb neben ihr stehen. Sie wußte, daß nun dieser lange Moment des Sterbens beginnen würde.

Die Medusa brauchte sich nur zu bücken, sie anzufassen und dann

mit ihrer unmenschlichen Kraft herumzudrehen.

Den Körper hatte Jane zu Boden gedrückt, das Gesicht aber etwas erhoben. In der rechten Hand hielt sie den Spiegel, vielleicht war es eine Chance. Es mußte ihr gelingen, hineinzuschauen, wenn sie herumgedreht wurde. Und der Spiegel mußte so gehalten werden, daß sie darin die Medusa sah.

In der Theorie klang das noch ganz gut, doch war es auch umzusetzen?

Der Griff war hart. Die Finger umklammerten Janes rechte Schulter. Im ersten Moment hatte sie den Eindruck, von stählernen Krallen umfaßt zu werden, aber es waren doch die Hände einer normalen Frau, die versuchte, Jane auf den Rücken zu drehen.

»Du entkommst mir nicht. Ich werde dich zu Stein machen. Ich werde meine Kraft gegen dich einsetzen, du bist eine Gefahr für mich. Ich werde alle zu Stein machen.«

Jane stemmte sich gegen den Griff.

Es hatte keinen Sinn, die Kraft der Medusa war einfach zu stark, und Jane Collins spürte, wie ihr Widerstand immer mehr erlahmte. Sie hatte der Person nichts mehr entgegenzusetzen. Sie würde bald auf dem Rücken liegen und dann…

Die Waffe hielt sie in der linken Hand. Durch die Drehung war der Arm eingeklemmt worden. Also konnte sie die Pistole nicht mehr richtig einsetzen.

Der letzte Schwung.

Das Lachen der Medusa.

Jane fiel auf den Rücken - und schloß die Augen!

***

Ich hetzte mit Riesenschritten durch dieses verdammte Kabinett und kriegte nur am Rande mit, wie regungslos die anderen vier Figuren auf ihren Podesten standen.

Für mich gab es nur Vera Valendy.

Sie hatte sich den hellen Lichtinseln entzogen und war auch für mich leider unsichtbar geworden.

Aber ich hörte den Klang ihrer Schritte. Sie ging wie jemand, der ein unbedingtes Ziel hatte.

Das konnte nur Jane sein.

Ich rannte weiter, und dann sah ich die gebückt dastehende Gestalt wie einen Schattenriß im Dunkeln. Ich sah sogar die verdammten Schlangen auf dem Kopf, die sich von einer Seite zur anderen bewegten, die einen langsamen Tanz aufführten, als wollten sie sich im Rhythmus einer beschwörenden Musik wiegen.

Jemand stand gebückt.

Demnach mußte eine andere Person auf dem Boden liegen.

Natürlich Jane!

Ich kam näher. Die Eisenstange hielt ich fest, aber nicht meine Beretta. Wenn ich zuschlug, dann mußte ich die Kraft beider Arme einsetzen.

Da passiert es.

Jane wurde auf den Rücken gedreht. Ich erkannte sie an ihrem Haar, und die Medusa konnte triumphieren.

Ich brüllte meine Wut und auch meine Angst hinaus. Noch drei Schritte. Dann noch zwei. Ich schwang bereits die harte Eisenstange und holte zu einem gewaltigen seitlichen Hieb aus.

In diesem Moment hatte auch Medusas Tochter gespürt, daß sich jemand hinter ihr befand.

Sie drehte sich.

Mitten in der Bewegung erwischte sie der Hieb!

***

Ich hatte in diesem Fall sehr gut gezielt. Und ich hatte sie auch getroffen, bevor sie ihre Drehung vollständig hatte durchführen können. Zudem hatte ich selbst im letzten Augenblick die Augen geschlossen, und als ich den Klang des Aufpralls vernahm und das kurz danach folgende Brechen und Knirschen, da wußte ich plötzlich, daß ich es geschafft hatte. Dieser Kopf war nicht normal gewesen. Er hatte nicht aus Fleisch und Blut bestanden!

Als ich den dumpfen Aufprall hörte, da ging ich das Risiko ein und öffnete die Augen.

Vor mir stand die Medusa! Kopflos!

Ein Körper, der zitterte und vor meinen Augen blitzartig zusammenrieselte. Das gleiche geschah mit den anderen vier Gestalten, denn auch sie, die durch die Kraft der Medusa existiert hatten, wurden zu Staub, der auf dem Podest liegenblieb.

Und der Kopf?

Er lag zwei Schritte entfernt. Ein graues, starres Etwas, in dem sich nichts mehr bewegte. Ein Gesicht mit Rissen und Sprüngen. Eine halbe Kopföffnung, aus der noch die Schlangen wuchsen, die sich allerdings nicht mehr bewegten.

Ich trat auf sie.

Das Knirschen war Musik in meinen Ohren. Ich hatte die Medusa endgültig geschafft. Niemand brauchte sich vor ihr mehr zu fürchten, auch Jane Collins nicht, zu der ich ging.

»Du kannst die Augen öffnen«, sagte ich.

Sie tat es. »John…«

»Hast du mich nicht gerufen?«

Im nächsten Augenblick war sie auf den Beinen und flog mir um den Hals…

***

Valendy war tot, aber Josh Parker lebte noch. Vom Rover aus rief ich einen Notarztwagen herbei und hoffte, daß der Arzt noch rechtzeitig genug kam.

Jane war bei Parker geblieben. Als ich mich zu den beiden gesellte, da hielt er die Augen geschlossen. Aber er sprach, und ich bekam die letzten Worte noch mit.

»Ist Freddy gerächt worden?«

»Ja, Josh, das ist er.«

»Gut«, flüsterte er, »gut. Dann kann auch ich sterben…« Ein Zucken durchlief seinen Körper, und plötzlich lag er still.

Jane drückte ihm die Augen zu. Als sie sich erhob, weinte sie. »Weißt du was, John?« murmelte sie.

»Manchmal ist das Leben so richtig beschissen. Oder?«

»Ja, du hast recht«, sagte ich und verließ das Kabinett der Medusa.

ENDE